E 219 49 F

Der Westen

Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft „Der Westen", bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung, mit dem Sitz in Stuttgart, hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V., und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V., sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung, Frankfurt/Main.
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

ISSN 0179-6100 | September/Dezember 1989 | 36. Jahrgang, Nummer 5/6

Zur „Europahauptstadt"

In Heft 19/1989 befaßte sich „Der Spiegel" mit der Zukunft Straßburgs als Europahauptstadt, ein Freund aus dem Elsaß schrieb der Zeitschrift daraufhin folgenden Brief:

Sehr geehrte Damen und Herren! Sollte Straßburg in der Frage um den Sitz des Europaparlaments den kürzeren ziehen, so läge dies nicht zuletzt auch daran, daß diese Stadt und das gesamte Elsaß ihren kulturellen Trumpf schon längst verspielt haben.

Als Grenzland, das seit über 1200 Jahren die deutschsprachige Kulturwelt nachhaltig beeinflußt hat, von Otfried von Weißenburg bis Albert Schweitzer, waren wir zum Europakernland geradezu prädestiniert.

Dank der fortdauernden sprachlichen Assimilierung im Zeitalter der Menschenrechte scheint auch dieser Traum ausgeträumt zu sein.

Ist eine Stadt als Europametropole glaubwürdig, die ihrer 2000jährigen Geschichte 1988 unter dem Motto „Argentoratum-Strasbourg" gedachte, und dabei, durch Auslassen der Bezeichnung „Straßburg", zwölf Jahrhunderte ausklammerte, ins Museum verlagerte und sich die Zukunft versperrte?

Ist eine Stadt als Europametropole glaubwürdig, in der, wie übrigens im ganzen Elsaß, die Regionalsprache (Deutsch) bestenfalls — wenn der Lehrer gewillt ist — im dritten Schuljahr als Fremdsprache gelehrt wird, nachdem zuvor alles unternommen wird, sie auch zur Fremdsprache zu machen?

Ist eine Stadt als Europametropole glaubwürdig, in der die Beamten trotz einer — zwar sehr bescheidenen — entsprechenden Vergütung („indemnité de difficultés administratives"!) die Regionalsprache in Mundart und Hochsprache nicht zu verstehen brauchen?

Bei jeder Wahl hingegen bekommt jeder Elsässer systematisch neben den französischen auch deutschsprachige Wahlbekenntnisse offiziell ins Haus gesandt, gleich ob von Mitterrand, Chirac, Marchais, Trautmann oder Le Pen: Wenn's um Stimmen geht, assimiliert und verdrängt: von Sprachenstatus keine Rede.

Das Heraufbeschwören kriegerischer Klischees („Marne-Schlacht") zeigt bloß unsere Unfähigkeit, uns auf das „geistige Elsässertum" zu berufen, wie unser Landsmann René Schickele sein Ideal an völkerverbindender Doppelkultur bezeichnete.

Während sich überall die Fenster öffnen, rasseln hier die kulturellen Läden weiter runter.

Die 200. Jährung der französischen Menschenrechtserklärung könnte einem klarsichtigen Journalisten Anlaß geben, sich mit der französischen Praxis des Rechtes auf Sprache zu befassen, am besten im internationalen Vergleich!

Antiquierte Schemen werden gerade in der französischen Sprachpolitik reaktiviert:
— innerhalb des „Sechsecks" („hexagone" ist die gängige Bezeichnung für unseren Staat, Gott durch klare geometrische Abgrenzung gesegnet hätte) lebt der sture Nationalismus in der Unterdrückung der Minderheitssprachen weiter:
im internationalen Bereich heißt die neue Form des Kolonialismus: Frankophonie.

Schwierigkeiten

Glaubt man den Sonntagsrednern diesseits und jenseits des Rheins, dann ist am Oberrhein alles zum besten bestellt. Blickt man genauer hin, dann sieht so manches weniger günstig und ausgeglichen aus. Ganz abgesehen davon, daß infolge der sprachlichen Entwicklung auf dem linken Rheinufer immer weniger Menschen dieser Gegenden sich gegenseitig verstehen können, obwohl sie fast gleichen Mundartgebieten entstammen.

Auch in anderen Bereichen gibt es Schwierigkeiten. Darüber berichtet die FAZ vom 5.9.1989 (Dieter Wenz). Die Verbindung zum Basler/Mülhauser Flugplatz ist aus Baden alles andere als optimal. Die Bahnlinie Mülhausen — Chalampé wurde abgebaut. In diesem Gebiet führt keine Bahn mehr über den Rhein. Die FAZ bezeichnet es als einen Testfall, der meistens nicht zugunsten Europas ausfällt. Die Polizei beiderseits des Flusses hat Verständigungsschwierigkeiten, nicht nur aus sprachlichen, sondern auch aus technischen Gründen, z.B. hat man in der Gegend von Breisach und Neubreisach nicht die gleichen Frequenzen bei den Funkgeräten. Da Polizeibeamte zwischen Kehl und Straßburg nicht unmittelbar verbunden werden können, müssen sie in öffentliche Telefonzellen gehen.

Positiv sei ein Radrennen auf beiden Rheinseiten, das von den Polizeikräften der beiden Staaten kontrolliert wurde, auch wurde ein deutsch-französisches Schullandheim, das erste dieser Art, eingeweiht. Es wird aber darüber geklagt, daß bei den Treffen „ziemlich alle Elsässer, gestandene Männer, sich für ihr Elsässerdeutsch genieren", das „stark versetzt mit französischen Einsprengseln" ist, auch wenn man ein „durchaus völkerverbindendes projet lanciert". Man dürfe von alledem sagen, daß die angestammte Sprache im Elsaß von alledem keinen Nutzen hat. Stört das die Bundesdeutschen nicht? Ist vor allem den Behörden dies vollkommen gleichgültig, und sehen sie nicht, wie der neugewonnene Freund ihre Sprache, dort, wo er Gewalt über diese hat, benachteiligt? me

Weihnachtliche Betrachtung

„Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau...", Galater 4,4.

Für das, was wir im Deutschen mit Zeit bezeichnen, hat die griechische Sprache zwei Ausdrücke: Chronos und Kairos; sie drücken Verschiedenes aus, aber gerade das, was uns zu Weihnachten verkündigt wird, schließt beide Bedeutungen ein. Im Ereignis von Weihnachten, in der Geburt des Gottessohnes, kommt beides zum Ausdruck. Chronos, das ist der Zeitablauf, wie wir ihn in der Geschichte dieser Welt erleben. Kairos, das ist der besondere Augenblick, der dem Menschen schicksalhaft entgegentritt, den der Mensch aber auch nützen muß, weil er für ihn bestimmt ist und für ihn Heil bringt. Mitten in die Geschichte der Welt hinein, zu der Zeit, da Augustus Kaiser in Rom war und Cyrenius Landpfleger in Syrien, da vollzieht sich ein besonderer Augenblick, der für die Menschen damals in Palästina, der auch für uns heute schicksalhaft ist, den wir in aller Welt, ob in Amerika, ob in Frankreich, ob in Deutschland heute nutzen sollen zu unserem Heil, durch den uns Heil widerfährt.

Alles, was im Leben von uns Menschen — und das besonders zu Weihnachten — geschieht, soll persönlich sein, soll sich in eines jeden Leben verwirklichen. In der Tat: zu Weihnachten wird alles persönlich für jeden von uns. Am stärksten zeigt sich das in der Erinnerung an das, was wir an Weihnachten erlebt haben — in unserer Kindheit und Jugend zumeist, aber auch noch im reiferen Alter. Wir haben wohl viele Weihnachten in unserem Leben äußerlich und innerlich erlebt, vieles davon steht uns vor dem geistigen Auge und erfüllt unser Herz. Und in dieses Erleben hineinverwoben, hat wohl jeder von uns das Besondere erfahren, das mit ihm geht durch ein Leben hindurch, das er nicht vergißt und das ihn trägt, wo er auch sein mag.

Ich habe viele Weihnachten erlebt: in der Heimat, als Soldat, in der Zeit nach 1945, und

Fortsetzung auf Seite 2

Eine schier unglaubliche Geschichte

Zum Tage des Gedenkens an die Toten aller Kriege bringen wir mit Erlaubnis der Redaktion des Blattes „Danke für Ihre Hilfe", des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge" vom August 1989 und des Verfassers, Dr. Philipp Brucker, des ehemaligen Oberbürgermeisters von Lahr.

Im Elsaß liegen viele gefallene Soldaten, denken wir nur an den Hartmannsweiler Kopf, an den Wettstein, den Bärenstall. Durch ihren Tod sind sie mit dem stets wechselnden Schicksal unseres Landes verbunden, denn ihr Soldatentod, gleichgültig, auf welcher Seite sie kämpften, war eine Folge dieses Schicksals.

Die Geschichte klingt unglaublich, aber sie ist wahr. Walter Gruber hat sie erlebt. Er hat sie mir wie vielen Besuchern, die er auf den deutschen Soldatenfriedhof Bergheim im Elsaß führt, erzählt. Dort verharrt er mit seinen Begleitern am Grab des Oberleutnants Igor von Jakimow, gefallen im November 1944 bei Masevaux am Eingang des Dollertals in die Vogesen, nicht weit von Mülhausen entfernt.

Igor von Jakimow war der Sohn eines russischen Bildhauers und Malers, der zu Beginn des Ersten Weltkrieges mit seiner deutschen Frau, ebenfalls Malerin, nach Rußland zurückgekehrt war und nun gegen Deutschland kämpfen mußte, das seine Wahlheimat gewesen war. Im Morgengrauen des 9. November 1918 war das Ehepaar zusammen mit dem vierjährigen Igor und seinem erst sechs Monate alten Bruder Erasmus vor der russischen Revolution wieder nach Deutschland geflohen. Hier wuchs Igor auf und wurde im Zweiten Weltkrieg Soldat der deutschen Wehrmacht. Als im November 1944 die 1. französische Armee von der Burgundischen Pforte her gegen Mülhausen vordrang, fiel der 30jährige Oberleutnant Igor von Jakimow mit vielen anderen deutschen Soldaten.

In dem kleinen Vogesenstädtchen Masevaux, heute Masmünster, war der Schrecken groß, als man an einem Morgen Ende November 1944 feststellte, daß in der Nacht ein Lastwagen der Wehrmacht 24 gefallene deutsche Soldaten zum Gemeindefriedhof gebracht und auf dem Mittelweg abgelegt hatte. Der Oberleutnant Igor von Jakimow war darunter. Das aber wußte zunächst niemand. Der Bürgermeister ordnete an, daß die Gefallenen unverzüglich in einem Sammelgrab entlang der Außenmauer des Gemeindefriedhofs zu bestatten seien. Als man sie in die große, rasch ausgehobene Grube gelegt und mit Erde zugedeckt hatte, folgte der nächste Schreck. Man hatte vergessen, nach Erkennungsmarken oder anderen Kennzeichen zu suchen, die die Toten hätten identifizieren können. Bald danach aber erschien ein deutscher Soldat im Rathaus, gab eine Liste mit den Namen der 24 Toten ab und verschwand wieder, denn der Feind war nahe. Nun hatte man zwar die Namen, die man später auch den zuständigen Stellen übermittelte, nicht aber die Kenntnis von der genauen Grablage der Toten.

Begleitung

Das alles wußte Walter Gruber, der schon bald nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges vom Kaiserstuhl aus in das benachbarte Elsaß gefahren war, um sich um die Gräber und Friedhöfe der gefallenen deutschen Soldaten zu kümmern. Er wurde der Jugendreferent des Volksbundes, Landesverband Baden-Württemberg, und ein exzellenter Kenner des Elsaß, seiner Geschichte und ein Freund seiner Menschen. So traf ihn 1958 der Auftrag der Bundesgeschäftsstelle des Volksbundes, die damals in Marburg wohnende Mutter des Oberleutnants von Jakimow an das ihr auf Anfrage mitgeteilte Grab in Masmünster zu begleiten.

An einem regnerischen Tag fuhr man über den Rhein. Je näher man dem Vogesenstädtchen kam, um so verlegener wurde Walter Gruber. Ob die Dame neben ihm wohl wußte, daß man das Grab ihres Sohnes gar nicht exakt bezeichnen konnte? Sie wußte es nicht, nahm aber die Mitteilung gefaßt entgegen. In Masmünster gingen beide Besucher im strömenden Regen über den Gemeindefriedhof zu dem großen Grab an der Mauer, das ein Holzkreuz überragte. „Hier liegt Ihr Sohn mitten unter seinen Kameraden!", sagte Walter Gruber und tröstete die Frau damit, daß der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge in einigen Jahren alle Gefallenen auf den geplanten Friedhof in Bergheim umbetten werde. Dann werde man den Oberleutnant von Jakimow allein schon an den Schulterstücken identifizieren können, da er laut Liste der einzige Offizier unter den Toten sei.

Tastende Hände

Die Mutter bat Walter Gruber, ihren Regenschirm zu übernehmen. Dann ging sie an das Ende des Grabfeldes. Dort blieb sie stehen, breitete die Arme aus und spreizte die Finger, als müsse sie nach etwas greifen. Ganz langsam ging sie das Grab entlang. Am Ende des Feldes angelangt, blieb sie stehen, lenkte dann aber ihre Schritte wieder zurück. Immer noch schwebten die ausgestreckten, tastenden Arme und Hände über dem nassen Feld, als wolle ein Wünschelrutengänger nach einer im Erdreich verborgenen Wasser- oder Erzader fahnden. Plötzlich blieb die Frau stehen, schob über die Mitte des Feldes ihre bebenden Hände noch einmal vor und zurück, blickte Walter Gruber an und sagte mit einer nur schwer zu beschreibenden Bestimmtheit: „Hier liegt er!"

Walter Gruber, der die Frau mit wachsendem Staunen betrachtet hatte, löste sich nur langsam aus seiner Ergriffenheit. Dann nahm er einen Kieselstein, schritt über das Beet hinweg zur Friedhofsmauer und ritzte auf den bröckelnden Verputz eine tiefe Markierung. Die Mutter des Oberleutnants hatte ihn gebeten, beim Schreiner in dem Städtchen ein Holzkreuz für den Sohn fertigen zu lassen, es mit seinem Namen zu versehen und auf das Grab zu stellen. Auch sollte der Schreiner auf ihre Kosten für die beiden Kameraden rechts und links des Sohnes ebenfalls Kreuze fertigen. So geschah es. Die Mutter des Gefallenen aber fuhr getröstet zurück. Jetzt wußte sie, wo ihr Sohn seine letzte Ruhestätte hat. Sie wußte es ganz genau.

Als der Volksbund 1972 begann, über 5000 gefallene deutsche Soldaten von den Gemeindefriedhöfen und den Einzelgrablagen im Oberelsaß auf den vorbereiteten Soldatenfriedhof am Grasberg bei Bergheim umzubetten, erzählte Walter Gruber dem Umbetter Toni Latschrauner sein Erlebnis. Er bat ihn, bei der Exhumierung der Gefallenen in Masmünster nicht nur auf die Identifizierung der einzelnen Gefallenen, sondern auch auf die Lage des bestatteten Oberleutnants von Jakimow zu achten. „Toni hat mir unmittelbar nach der Umbettung bestätigt, daß die Mutter die Lage des Toten exakt ermittelt hatte", sagte Walter Gruber zu mir.

Begabter Künstler

Auch der Bruder Erasmus von Jakimow, der 1918 als Säugling die Flucht von Rußland nach Deutschland mit überstanden hatte, ist wenige Tage vor Igor als deutscher Soldat in Südungarn gefallen. Ein russischer Scharfschütze traf sein Herz. Es war das Herz eines begabten jungen Malers, auf dem viele Hoffnungen ruhten. 1957 gab die Mutter im Bruckmann-Verlag in München unter dem Titel „Gefahr und Schau" die Tagebuchblätter des jungen Malers heraus. Sie zeigen einen sensiblen Beobachter des Kriegsgeschehens, der mitten in Not und Leid auch die Kraft zu leuchtenden Bildern hatte. Die Schwester der beiden Gefallenen wurde eine begabte Bildhauerin. Sie wollte ihrem gefallenen Bruder Igor ein Denkmal schaffen, das auf dem Friedhof bei Bergheim neben seinem Grab stehen sollte. Deshalb hat man den Oberleutnant von Jakimow am äußersten Rand des Gräberblockes vier gebettet. Aber die Mutter starb, die Schwester erblindete. So hüllen Tod und Dunkelheit alles ein, was diese schier unglaubliche Geschichte einst beleuchtete.

Weihnachtliche Betrachtung

Fortsetzung von Seite 1

dann in der Gemeinde, in der Familie und auch im Kreise von Freunden; es sind schöne und wehmütige Augenblicke dabeigewesen. Immer aber war es die Botschaft, die die Mitte bildete. Für jeden mag es anders sein, was davon als starke Kraft der Erinnerung geblieben ist.

Für mich war es ein Christabend in einer Kirche im Hanauerland etwa Anfang der dreißiger Jahre. Der Pfarrer, Fritz Merkling war es, deutete uns das Lied „Es kommt ein Schiff geladen...", das Johannes Tauler Anfang des 14. Jahrhunderts uns in Straßburg geschenkt hatte, und das in jenen Jahren wieder in den Gemeinden lebendig wurde. Diese geisterfüllte Deutung war nach Sprache und Inhalt so stark, daß ich in diesem Augenblick den Christus im Schiff, wovon ich bis zu dieser Zeit kaum eines gesehen hatte, kommen sah, als der, der das Heil und die Rettung bringt. Und alles Licht dieser Stunde, das zu dieser Abendstunde in der Kirche war und vom Christbaum ausging, unterstrich diesen besonderen Augenblick. Im Ablauf des Geschehens von damals erfüllte sich der Augenblick der Christgeburt. Und dieser Augenblick ist mit mir gegangen, ist lebendig geblieben. Daß er auch bei allen unseren Lesern lebendig ist, dieser Augenblick, das ist mein tiefster Weihnachtswunsch.

me

ISSN 0179-6100

DER WESTEN, herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e.V., Bernhausen, Wiesenstraße 110, 7024 Filderstadt, Telefon (0711) 701645. Konten: Postgiro Stuttgart 37015 — 708 (BLZ 60010070); Deutsche Bank Stuttgart 12/55066 (BLZ 60070070). Geschäftsführerin: Anneliese Schlecht. Redaktion und für den Inhalt verantwortlich: Eduard Haug, Dietrich Pfaehler.

Druck: Leibold GmbH, Karlsruher Straße 46, 7512 Rheinstetten-Forchheim.

Einem Teil der Auflage dieser Nummer liegen bei: Beiheft 13; Zahlkarte.

Die geopferte Generation

Kriegserinnerungen eines zwangseingezogenen Elsässers 1939 — 1945, 1987, DM 48,—.

Aus dem ersten Abschnitt:
„Frauen und Kinder wurden zusammen mit einigen notdürftigen Habseligkeiten und Reiseproviant für Mensch und Tier auf Fuhrwerken verfrachtet. Sie zogen gegen Westen ins Ungewisse, alles zurücklassend, Haus, Hof und Ernte, Vieh und Haustiere. Die Einwohner jener Dörfer waren schon einige Wochen zuvor in Aufruhr, nachdem von den Bürgermeisterämtern Anweisungen gegeben worden waren, was mitzunehmen war an Gepäck. Flüchtlingskarten und Gasmasken wurden verteilt, niemand wußte, wohin die Reise ging."

So begann für Bernecker der Krieg, der zum Zweiten Weltkrieg werden sollte. Er war damals 17 Jahre alt. Das Buch endet mit dem Bericht seiner Heimkehr am 23. Oktober 1945 aus russischer Kriegsgefangenschaft: „Auf einem Lkw landete ich abends in meinem geliebten Dorf; die Nerven zum Zerreißen gespannt, denn noch wußte ich nicht, was und wen ich zu Hause antreffen würde, oder ob es noch ein Zuhause gab."

Dazwischen liegen sechs mit Erlebnissen vollgepfropfte Jahre, mit Erlebnissen, wie sie — zum Glück — nicht jeder Generation beschert werden, die allerdings in einem typisch elsässisch sind und sich deshalb schon oft wiederholt haben, in dem Grenzlandschicksal, das unsere Heimat seit Jahrhunderten immer wieder hin und her wirft, zwischen 1939 und 1945 auf besonders grausame Art.

Bernecker war „Zwangseingezogener", d.h. er war, obwohl nach internationalem Recht französischer Staatsbürger, zuerst zum Reichsarbeitsdienst, danach zur Deutschen Wehrmacht eingezogen worden. Militärdienst wird normalerweise infolge von gesetzlichem Zwang abgeleistet, hier war es aber ungesetzlicher, deshalb wurde er als besonders hart empfunden.

Der Verfasser berichtet deshalb ausgesprochen als ein „Zwangs"-Eingezogener, der widerwillig sich diesem Zwang gebeugt hat und von dem Geschehen und von den Ereignissen auch wirklich tief gebeugt wurde.

Es schreibt ein ehemaliger deutscher Soldat, der keiner hatte werden wollen, es nun aber doch geworden war. Er schreibt es in ausgezeichnetem Deutsch, obwohl er nur die französische Schule mit ihrem damals schon ungenügenden Deutschunterricht besucht hatte. Dies vermag er nicht zuletzt, weil er über ein ausgezeichnetes Erzählertalent verfügt, dazu ein grundehrlicher Mensch war, der nichts verschönerte, nichts hochlobte, keinerlei Haß zeigte, nur die Wahrheit berichten wollte.

Seine Ablehnung des Dienstes in der Deutschen Wehrmacht kann deutlicher nicht ausgesprochen werden, dennoch ist er seinen deutschen Schicksalsgenossen gegenüber ein guter und besorgter Kamerad gewesen. Dem bayerischen Bepperl, der sich nicht die geringste Illusion über die Haltung des ihm beigegebenen Zwangsdeutschen macht, ist er in ehrlicher Freundschaft zugetan, er schimpft über Kommißknüppel, würdigt aber die grundanständige Haltung vieler Offiziere, so des Generals, der empört ist, als er erfährt, daß die Elsässer seiner Division noch keinen Urlaub hatten und sie sofort in ihre Heimat schickt, so die unglaubliche Kühnheit des Oberleutnants Schulz, so die feine, verständnisvolle Haltung des Arbeitsdienstführers, der ihn solange wie möglich im RAD behält, um ihn vor frühem Fronteinsatz zu bewahren.

Trotz seiner französischen Einstellung verschweigt er nicht die französischen Schwächen; z.B. wie sein Vater, der den ganzen Ersten Weltkrieg als deutscher Soldat mitgemacht hatte, der französischen Wehrkraft skeptisch gegenüberstand und Recht behalten sollte. Wie er als junger Bursche im Juni 1940 zusieht, wie ein einziger deutscher Kradfahrer zurückflutende Franzosen überholt, sie selbstsicher und gutmütig umdirigiert, und wie diese Schar dem einzigen gegnerischen Soldaten ohne jeden Gedanken an Widerstand gehorcht. Er verschweigt auch nicht, wie in seinem Heimatort Lembach einquartierte französische Soldaten den väterlichen Hausrat ohne jeden Anlaß beschädigt haben.

Kaum etwas könnte das Schicksal der Elsaß-Lothringer besser verdeutlichen, als die vier Bilder auf den Seiten 410 und 411: Der Vater als deutscher Feldgrauer 1917 in der Ukraine, der ältere Bruder 1936 als französischer Jäger zu Pferd, der Autor als deutscher Soldat 1944, dessen Sohn als französischer Alpenjäger 1969. In welcher elsässischen oder lothringischen Familie gibt es nicht eine ähnliche soldatische „Ahnengalerie"?

Ganz abgesehen von dem typisch Elsässischen, diesem Wandeln auf schwankendem Boden, so daß man sich immer wieder fragt, ob man normal oder anormal handelt, gibt dieses Buch eine realistische Schau des Geschehens an der Ostfront, und zwar an der schon recht hoffnungslos dem bitteren, unausweichlichen Ende entgegengehenden Ostfront, wo der einzelne oft ganz allein auf sich angewiesen war, um sich durchzuschlagen, wo er oft Instinkte des Wildes entwickeln mußte, um nicht unterzugehen, wo an bedrängten Stellen kleine Haufen durch opfermutigen Einsatz die Lage wiederherstellten und den gefährdeten Kameraden Hilfe leisteten, wo der Partisanenkrieg auf beiden Seiten gnadenlos geführt wurde. Nicht zu vergessen sind die Frauen, die auch zwischen den kämpfenden Männern lebten, die zu Arbeiten an den Feldküchen gefordert wurden und oft auch andere Dienste leisten sollten, die hilflos, barfuß mit ihren Kindern an der Hand und dürftigstem Gepäck vor dem Artilleriefeuer flüchten, irgendwohin, während ihre Männer im Partisanenkampf verbluten. Nicht zu vergessen auch die kurzen Liebschaften hinter der Front, sogar in Gefangenschaft, wenn in den Fabriken gearbeitet werden mußte/durfte. Nichts fehlt, nichts wird in irgendeiner Art verherrlicht, aber es wird auch nichts bewußt heruntergezerrt. Bernecker bleibt ehrlich und er selber bis zuletzt.

Es ist ein zutiefst elsässisch-lothringisches Buch, darüber hinaus aber ein erschütternder Bericht vom Kämpfen und Leiden des deutschen Soldaten an der Ostfront. Der französisch eingestellte Elsässer fragt sich oft: Ist dieser „Feind", gegen den ich kämpfen muß, nun mein Feind, oder soll ich ihn als meinen Verbündeten betrachten? Doch jeden Augenblick kann er von diesem „Verbündeten" gegenüber eine Kugel verpaßt bekommen. Er hat Glück, das geschieht nicht, aber ein paar kräftige Tritte erntet er bei der Gefangennahme, zu der Gefangenschaft geht er im berüchtigten Lager Tambow knapp am Hungertod vorbei.

Zur Probe hier einige Zeilen (S. 141), dazu ein Gedicht, das nur von ihm sein kann, zu allen anderen gibt er den Autorennamen an.

„Das Volk lechzt nach Freiheit seit der Antike. 1789 machte das französische seine große Revolution, im Blut.
„Freiheit — Gleichheit — Brüderlichkeit" für alle!
Wieviele Kriege hat es seither mit seinem Blute bezahlt, das befreite Volk? Die Guillotine war noch nicht kalt, und schon schlug der kleine Korse los und entzündete Europa. Dann sein Namensvetter, dann Bismarck und dann ... und dann? Jede weitere Niederlage legte die Lunte für das nächste Morden. Das Volk, das man manipulierte und verdummte, marschierte weiter:
Fürs deutsche Vaterland,
fürs französische Mutterland.

Elsaß-Kalender 1990

Der beliebte Elsaß-Kalender ist wieder erschienen und kann über die Geschäftsstelle zum Preis von DM 15,— (zuzügl. Porto) bezogen werden.

Aber die Erde drehte sich weiter und nahm sie alle in ihren Schoß, die, die auf der Strecke blieben: die Weißen, die Schwarzen und die Gelben.
Ich hatte sie gesehen, sie hielten sich die Hände auf die durchlöcherten Bäuche, damit ihre Eingeweide nicht im Dreck lagen. Sie kotzten helles Blut, daß der Schnee sich rot verfärbte, und rangen nach Luft. Sie wollten der Hölle entrinnen und hatten keine Beine mehr. Sie flehten nach Wasser und durften nicht trinken. Sie verbluteten, bekamen Gasbrand und Tetanus. Sie erbettelten eine Zigarette, fluchten nach dem Sani und beteten: Allmächtiger Gott, erlöse mich von diesem Übel."

Diese Ausgabe des „Westen"

erscheint aus postalischen Gründen als Doppelnummer mit erweitertem Umfang. Bitte haben Sie Verständnis dafür, daß aus diesem Grund keine gesonderte Weihnachtsnummer erscheinen kann.

STERNBILD IN RUSSLAND

Auch über dieses Grauen
senkt sich noch eine Nacht
wir haben die Toten begraben,
die Toten der großen Schlacht.

Zwischen den dunklen Kreuzen
die kühlen Gewehre gespannt,
sucht wohl mancher schweigend
eines Kameraden Hand.

Fremd in den Sümpfen und Wäldern
preßt uns ein schauriges Weh,
O ihr blauen Berge der Vogesen,
O du silberner Bodensee.

In der endlosen grauenvollen Weite
allein und herzensfern.
Ist der Himmel so leer wie die Erde,
hat er nicht einen Stern.

Da brechen die gütigen Sterne
aus dem schwarzen Barttuch der Nacht,
ein unendliches brennendes Leben
ist über dem Abgrund erwacht.

Zwei schimmernde Sterne beugen
sich so ernst und innig mir zu.
Dein Antlitz, dein leidvolles Lächeln,
deine Augen, Geliebte du.

Sie stimmten mit den Füßen ab

1981, zum „Jubiläum" des Raubes von Straßburg, veröffentlichten wir im Verlag Dietrich Pfaehler das Buch „Der Fall der Reichsstadt Straßburg und seine Folgen". Der umfangreichste Beitrag, den ich geliefert hatte, war überschrieben „Sie stimmten mit den Füßen ab". Er beruht auf Quellenforschung, hauptsächlich aus dem Straßburger Stadtarchiv. Darin wird der Nachweis erbracht, daß 1698, nachdem die Annexion Straßburgs durch die Krone Frankreichs im Frieden von Ryswyck 1697 festgeschrieben worden war, an die 10 Prozent Straßburger auswanderten und daß noch mehr auswandern wollten, aber durch die vertragsbrüchigen fiskalischen Maßnahmen Louvois', des brutalen Ministers des Sonnenkönigs, von ihrem Vorhaben abgeschreckt wurden.

Zu den turbulenten und tieftraurigen Szenen, die das Fernsehen über einen Monat lang von den Menschen, die über Ungarn, Polen, die Tschechoslowakei den „anderen deutschen Staat" fluchtartig verließen, hätte dieser Titel prächtig gepaßt. Ein bankrotter Staat, der die KSZE-Akte kaltblütig unterschrieben hat, verweigert seinen Bürgern, sich zu entscheiden, unter was für einem Regime sie leben wollen und ob sie nicht lieber mit den übrigen Deutschen einen einzigen Staat bilden möchten. In „Trabis", sofern sie solche haben, oder einfach zu Fuß verlassen sie nicht nur ihre Heimat und Anverwandten, sie lassen auch ihr Hab und Gut zurück, so wie 1698 die ausreisewilligen Straßburger entgegen dem Friedensvertrag 10 Prozent abgeben mußten und trotzdem ihre Heimat, ihr Gewerbe und ihre Lieben eher verließen, als unter dem ihnen widerlichen Diktat des Sonnenkönigs, der in Wirklichkeit ein Gangster auf Staatsebene war, leben zu müssen.

Als die in der deutschen Botschaft in Prag unter schlimmen Umständen zusammengepreßten Massen hörten, daß sie in den nächsten Stunden ausreisen dürften, war ein einziger langer Jubelschrei zu hören. Viele weinten vor Freude und Ergriffenheit. Und ich gestehe, ich mußte das Weinen beim Zusehen am Fernsehapparat unterdrücken, denn hinter dem Jubel, dem befreiten Aufschreien lag ein unsägliches Elend, oft ein physisches, immer ein seelisches. Dieser Jubelschrei, das hilflose Rinnen der Tränen stellte einen Aufschrei von 16 Millionen in einem ungewollten und ungeliebten Staat stellvertretend dar. Und dahinter stak auch der Wutschrei unzähliger Westdeutscher über diese Bevormundung, über die Knebelung der in Mitteldeutschland lebenden deutschen Brüder und Schwestern. Diese Flüchtlinge haben symbolisch mit den Füßen abgestimmt, stellvertretend für die anderen, die noch „drüben" leben müssen, jenseits des Eisernen Vorhangs, und auch für diejenigen diesseits, die weiterhin das den Menschen zustehende Recht einfordern, ohne Bevormundung durch die Mächtigen dieser Erde, die sich gar oft die Macht nur anmaßen, den Staat zu bilden, den ihre Ureltern vor 150 Jahren entgegen dem Willen der damals mächtig auf den Thronen Europas Sitzenden, schon in demokratischem Willen bilden wollten. Diese Mächtigen haben eine solche Stimme gar oft überhört, doch bleiben wir bei unserer Heimat:

Schon für die Zeit vor 1698 konnte in der oben genannten Arbeit nachgewiesen werden, daß mindestens 49 Familienoberhäupter aus Straßburg und anderen Gegenden des Elsasses aus Trotz auswanderten. Sie flohen zu einem guten Teil während des „französischen Krieges", wie der sonst meist „Holländischer Krieg" genannte Waffengang in den elsässischen Urkunden heißt, der vor allem im Unterelsaß fürchterlich war.

Vorher waren Flüchtlinge ins Elsaß gekommen, ebenfalls arme, elende Menschen, die vor der Gewalt flohen. So hat Albert Girardin z.B. in seinen Chroniken von Helleringen, Kirrberg, Görlingen erzählt, wie Hugenotten, meist wohl aus dem Bistum Metz, um die Mitte des 16. Jahrhunderts sich im Krummen Elsaß westlich von Zabern eine neue Heimat schufen, die viele bald darauf wieder verlassen mußten, da sie auch dort ihres Glaubens wegen verfolgt wurden.

Rodolphe Reuß, der vor 1900 aus Straßburg nach Paris ausgewanderte elsässische Historiker — auch ein Flüchtling, diesmal vor der deutschen Verwaltung — hat der großen Flüchtlingsbewegung Ende November, Anfang Dezember 1793 aus der Nordostecke des Elsasses eine umfangreiche Studie gewidmet „La grande fuite de décembre 1793". Er schätzt die Zahl der damaligen Flüchtlinge auf 30 000. Es waren aber weit mehr, die vor den anrückenden Armeen der Pariser Jakobiner flüchteten, Reuß lagen viele Urkunden nicht vor, sie waren noch nicht geordnet. Richtiger ist wohl 50 000. In vielen Dörfern blieben nur zwei, drei zurück, die einfach nicht gehen konnten. Sie flohen unter schrecklichen Umständen, bei Nacht, durch den Hagenauer Forst, auf grundlosen Straßen, mitten unter zurückgehenden Truppenteilen, im Regen und Nebel. Sie stimmten mit den Füßen gegen den Terror jener Revolutionäre, die heuer im „Bicentenaire" gefeiert wurden.

1830 und 1848 kamen die Flüchtlinge von Osten über den Rhein, oft unter abenteuerlichen Umständen. Auch sie stimmten mit den Füßen ab, diesmal gegen die Unterdrückung der demokratischen und großdeutschen Bewegung, 1830 noch durch Metternich.

Nach 1871 stimmten wieder viele Elsässer und Lothringer mit den Füßen ab, da sie es nicht anders machen konnten, diesmal gegen die Rückgewinnung des Elsasses und eines Teils Lothringens durch das neu gebildete Deutsche Reich. An die 50 000 seien es gewesen. Man nannte sie Optanten, weil der Bevölkerung im Frankfurter Friedensvertrag das Recht zu optieren zugestanden war, unter der Bedingung, daß die für Frankreich Optierenden das Land verlassen würden. Ein Großteil waren Angehörige der Schichten, die in den französischen höheren Schulen in französischem Geiste erzogen worden waren. Auch solche, die nicht zum deutschen Kommiß wollten, „stimmten mit den Füßen ab", verließen ihre Heimat, der sie nachtrauerten. Vor allem zu Weihnachten, wenn sie sich mit Mühe ihre Tannenbäume beschafft hatten und ihre heimischen deutschen Weihnachtslieder sangen, wurde den Optanten das Herz schwer. Christbäume gab es damals in Frankreich nicht. Diese Leute flüchteten vor dem Deutschen Reich und führten eine deutsche Sitte in Frankreich ein. Vor dem Weihnachtsbaume wurde der alten Heimat sicher so manche stille Träne geweint.

1918 gingen viele andere Elsaß-Lothringer den entgegengesetzten Weg nach Osten, weil sie Deutsche bleiben wollten. Wieder war über ihre Köpfe hinweg entschieden worden. 1940 war es eine Bewegung gegen Westen, und 1944 ging es wieder gegen Osten. Ein ewiges Hin und Her, immer auf der Flucht vor einem Gewaltigen, den man fürchtet oder dem man nicht gehorchen wollte.

Wir Elsaß-Lothringer kennen dieses Elend und können mit unseren Landsleuten aus der DDR fühlen, einerseits wie froh sie sind, daß sie jetzt frei denken, reden, handeln können, wie es ihnen ums Herz ist, andererseits wie schwer es ihnen oft um dieses Herz sein wird, wenn sie an daheim denken, das in einem „Staate" liegt, der trotz allem ihre Heimat ist.

Sie sind — leider — nicht die einzigen in der Welt, die gegenwärtig auf der Flucht sind! Denken wir an die vor Khomeini geflohenen Iraner, an die Afghanen, die Vietnamesen, an die den Bürgerkrieg in Mittel- oder Südamerika Fliehenden, an die Äthiopier, die aus dem Tschad, die aus Bulgarien flüchtenden Türken und an ungezählte andere. Dann kommt uns der von unserem großen Landsmann Albert Schweitzer geprägte Ausdruck in den Sinn, das 20. Jahrhundert sei „das Jahrhundert der Flüchtlinge"!. Und was für großmäulige Reden über den erreichten und immer sich steigernden Fortschritt wurden doch seit dem Beginn dieses Jahrhunderts gehalten. eh

Wer ältere Jahrgänge oder einzelne Ausgaben des WESTEN

oder andere Bücher oder Schriften über das Elsaß und über Lothringen abgeben möchte, wird gebeten, sich an die Geschäftsstelle zu wenden.

Die Republikaner und Le Pen

Von unseren bretonischen Freunden wissen wir, daß Le Pen, der wortgewaltige und auch erfolgreiche Führer der französischen Rechten, nicht das geringste für Dezentralisation und Minderheitenschutz in Frankreich übrig hat. Deshalb waren wir betroffen, als die Zeitungen meldeten, die Republikaner und die „Front National" Le Pens bilden gemeinsam mit dem „Flaamse Block" eine Fraktion im Europaparlament. Etwas beruhigend klang, daß der neofaschistische MSI (movimento sociale italiano) nicht in die Fraktion aufgenommen worden sei. Dessen imperialistische Haltung nach alter faschistischer Tradition den Südtirolern gegenüber hatte eine Zusammenarbeit verboten. Es wurde außerdem berichtet, Le Pen habe sich verpflichtet, den Willen des deutschen Volkes zur Wiedervereinigung zu unterstützen.

Wir hielten uns aber dazu verpflichtet, Herrn Schönhuber über die Haltung Le Pens den Minderheiten im französischen Sechseck gegenüber zu unterrichten und ihn zu fragen, wie er es mit diesem Partner zu halten gedenke; die geschlossenste Minderheit Frankreichs ist ja eine deutschsprachige. Daraufhin erhielten wir die Antwort, die rechte Fraktion im Europarat sei nur „technischer Art", um zu erlauben, daß den Abgeordneten, die sonst zu wenig zahlreich wären, um überhaupt tätig werden zu können, diese Befähigung zuerkannt werde, sonst hätte ihre Anwesenheit in Straßburg gar keinen Sinn.

Wir vermerken dies und werden uns erlauben, unsere Bedenken auszusprechen, wenn Le Pens Einfluß in der Fraktion sich ungut für die Arbeit zugunsten der Minderheiten auswirken sollte. Wie sehr deutsche Politiker aller Art sich von den Franzosen in politics Sand in die Augen streuen lassen, wissen wir zur Genüge.

eh

Quo vadis, Marianne?

Die „Gesellschaft für bedrohte Völker", 3400 Göttingen, Postfach 2024, gibt seit 20 Jahren ein Blatt „Pogrom" heraus, das eben diesen bedrohten Völkern helfen soll zu überleben, da den kleinen gar oft Gewalt von großen angetan wird. Das Wort „Volk" wird hier in seinem vollen Begriffsinhalt gebraucht: eine sprachliche, kulturelle, eigenbewußte Gruppe von Menschen. In diesem Sinne ist das Wort beinahe verpönt bei uns, an seine Stelle setzt man gerne „Gesellschaft", denn es wurde ihm ein Geschmäckchen angehängt — schon beinahe ein „haut-goût" — von Rassismus. Doch obiger Gesellschaft kann gewiß auch der Bösartigste solche Neigungen nicht nachweisen.

Die Nr. 146 hat zum Thema „200 Jahre Deklaration der Menschenrechte. Frankreich: Autochthone Volksgruppen, Überseegebiete, Roma, Armenier und Juden". Das Titelblatt schmückt ein pompöses Eingangsportal, dessen rechte Seite des Rundbogens allerdings zerbrochen am Boden liegt. Die linke steht noch und trägt ganz oben eine wehende Trikolore, darunter die Inschrift „Liberté, Egali...". Der Rest ist weg und liegt, wie gesagt, in Trümmern. Die einzelnen Stücke ergäben das Wort „Fraternité". Zwischen den beiden Pfeilern — der rechte ist auch schon angeknackst — prangen die Zahlen 1789—1989. Es handelt sich also um ein Heft, das dem „Bicentenaire" gewidmet ist, 64 Seiten stark. Hier ist nichts von dem Pomp zu merken, mit dem der sehr auf Publikumswirksamkeit bedachte Präsident Mitterrand diese Zweihundertjahrfeier umgeben hat. Das Heft zeigt sozusagen die Kehrseite der Medaille: Marianne, was hast Du aus Deinem schönen Sprüchlein gemacht, wie hast Du dieses in die Tat umgesetzt? Wie behandelst Du die Völker, die Du unter Deinem Zepter zu vereinigen gewußt hast?

Da kommt dann nicht viel Rühmens- und Feiernswertes heraus. Es steht in diesem Heft nicht das dumme Geplapper so vieler bundesdeutscher Zeitungen, Zeitschriften und auch „Prominenter", die von französischen Dingen — auf elsässisch ausgedrückt — „vom Seschter ken Mässel" verstehen und sich immer noch blenden lassen. Doch zur Sache: Die einzelnen Kapitel kommen von sehr erfahrenen Leuten, nicht zuletzt von Franzosen selber. Die vier ersten Kapitel der Einführung durch Tilman Zülch geben den Ton an.

„200 Jahre Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte im August 1989: Das soll Anlaß sein, Frankreich, das vielen als Mutterland der Menschenrechte gilt, eine Sonderausgabe von ‚pogrom' zu widmen. Dabei können wir nicht so einfach in den Chor der Feiernden einstimmen, denn unsere Aufmerksamkeit gilt als Zeitschrift der Gesellschaft für bedrohte Völker den kollektiven Menschenrechten der autochthonen nichtfranzösischen Sprach- und Volksgruppen, der eingewanderten Minderheiten und den Frankreich „verbliebenen" überseeischen Territorien.

Und zumindest um die Nationalitätenrechte der nichtfranzösischen Sprachgemeinschaften steht es in unserem Nachbarstaat schlechter als in jedem anderen Land Westeuropas. Die französische Nationalitäten- und Sprachpolitik ist, was die Mißachtung autochthoner Sprachen und Kulturen angeht, nur mit den beklagenswerten Zuständen in der Türkei, in Bulgarien oder Polen vergleichbar. Frankreich besitzt eine Vielzahl von Sprachgruppen, sieben neben der französischen. Sechs von ihnen sind drei der großen indoeuropäischen Sprachfamilien zuzuordnen: der germanischen, nämlich das Flämische im Westhoek und das Deutsche (mit seinen alemannischen und fränkischen Dialekten) im Elsaß und in Ostlothringen; der romanischen, nämlich das in Südfrankreich gesprochene Okzitanisch (Provençialisch), das Korsische (auf Korsika) und das Katalanische (im Roussillon); sowie der keltischen, nämlich das in der Bretagne gesprochene Bretonisch. Über die Zugehörigkeit des Baskischen, der einheimischen Sprache der drei zu Frankreich gehörenden nordbaskischen Provinzen Lapurdi, Benefarroa und Zuberoa schließlich, streiten bis heute viele Sprachwissenschaftler.

Der jakobinische Zentralismus, nach dessen Prinzipien Frankreich bis heute regiert wird, hat die Kulturen „der Provinz" von Anfang an bekämpft und setzt diese Unterdrückung fort trotz der Deklaration der Menschenrechte, die im wesentlichen eben nur als staatsbürgerliche Individualrechte zählen, trotz UNESCO-Vereinbarungen, trotz KSZE-Schlußakte oder Beschlüssen des Europaparlamentes zum Schutze bedrohter Sprachen und Kulturen. Die Verantwortlichen in Paris müssen endlich Nationalitätenrechte ernst nehmen und begreifen, was da an der vermeintlichen Peripherie alles verlorengeht: ein Stück europäischer Kultur, das sich hinter Chrestien, Voltaire oder Sartre nicht zu verstecken braucht.

Demokratie in Frankreich, Kolonialismus, Versklavung und Zwangsarbeit in Übersee waren viele Jahrzehnte lang durchaus vereinbar. Erst 1962 endete der französische Kolonialismus in Algerien. Zehn Prozent des algerischen Volkes, eine Million Berber und Araber, wurden Opfer der französischen Armee, die Algerien fast um jeden Preis als Teil des Mutterlandes erhalten wollte. Frankreichs Staatschef Mitterrand, der heute den 200-Jahr-Feiern präsidiert, war seinerzeit einer der Innenminister während des Algerienkrieges. Unzählige Algerier starben damals an der Folter und in Internierungslagern. Als vor wenigen Jahren in Algerien Massengräber mit Tausenden von der französischen Armee ermordeten Algeriern gefunden wurden, sorgte der Druck der französischen Regierung umgehend dafür, daß die Toten schnell wieder verscharrt wurden: Vergangenheitsbewältigung auf französisch.

Allein der Etablierung der französischen Herrschaft Frankreichs in Madagaskar fielen zwischen 300 000 und 700 000 Madegassen zum Opfer, und die Niederschlagung des Aufstandes zwischen 1949 und 1950 mußten noch einmal 100 000 Einwohner Madagaskars mit ihrem Leben bezahlen." (S. 2)

Dann wird in Übersetzung die „Déclaration des droits de l'homme et du citoyen" wiedergegeben, wobei die Zeitschrift die für Volksgruppenrechte wichtigsten in Kursivdruck hervorhebt. Davon stehen hier die wichtigsten: Artikel 1: „Die Menschen sind und bleiben von Geburt an frei und gleich an Rechten. Soziale Unterschiede dürfen nur im allgemeinen Nutzen begründet sein." Artikel 3: „Die Nation bildet den hauptsächlichen Ursprung jeder Souveränität. Keine Körperschaft und kein Individuum können eine Gewalt ausüben, die nicht ausdrücklich von der Nation ausgeht." Artikel 4: „Die Freiheit besteht darin, alles tun zu können, was dem anderen nicht schadet. Somit hat die Ausübung der natürlichen Rechte jedes Menschen nur die Grenzen, die anderen Mitgliedern der Gesellschaft den Genuß derselben Rechte garantieren. Diese Grenzen können nur gesetzlich festgelegt werden." Artikel 6: „Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens. Alle Bürger haben das Recht, persönlich oder durch ihre Vertreter an seiner Gestaltung mitzuwirken; es soll für alle gleich sein, mag es beschützen, mag es bestrafen." Artikel 11: „Der freie Austausch von Gedanken und Meinungen ist eines der kostbarsten Menschenrechte; jeder Bürger kann im Rahmen der gesetzlichen Regelungen frei schreiben, reden und drucken."

Artikel 3 stellt die „Nation" über alles. Was heißt aber „Nation"? Die Jakobiner legten das Wort so aus, daß zu einer Nation alle gehören, die innerhalb der Grenzen eines Staates leben und die entsprechende Staatsangehörigkeiten besitzen. Es wird hier die „Staatsnation" festgelegt. Sie wird ein Prokrustesbett, in das jeder hineingezwängt wird, der innerhalb dieser Grenzen lebt. Als krasses Beispiel: Hamburg gehörte kurze Zeit unter Napoleon zum französischen Staate, dem französischen Kaiserreich, also gehörten die Hamburger zur französischen Nation! Diese „Nation" ist ein Abstraktum, das mit dem Menschen eigentlich nichts mehr zu tun hat, ein juristischer Begriff, sehr fern von jenem, den Josef Görres, die Brüder Grimm, Herder diesem Worte gegeben haben, fern von einem menschlichen Begriffe. Entsprechend verneint und mißachtet der französische Staat bis heute die Volksrechte als letzter europäischer Staat.

Dem Artikel 11 spricht die Handhabung der Pressegesetze durch die Dritte Republik Hohn: Das autonomistische Wochenblatt „Die Zukunft" wurde 1928 nicht etwa deshalb verboten, weil die darin vertretenen Meinungen falsch und gesetzeswidrig waren, sondern unter dem Vorwand, es erscheine „in fremder Sprache". Fremd war die Sprache natürlich den Herren Poincaré, Tardieu und Genossen in Paris, nicht aber in Elsaß-Lothringen, wo es die angestammte Sprache war. Es war ein Gesetz ausgegraben worden, das Jahrzehnte früher gegen ein in Frankreich erscheinendes türkisches Blatt erlassen worden war. Türkisch war in der Tat eine fremde Sprache in Frankreich.

Auf Seite 4 erscheinen die Erklärung zum Schutze der Menschenrechte durch die UNO vom 10.12.1948, die Konvention zum Schutze der Menschenrechte und Grundfreiheiten des Europarats vom 4.11.1950, der Internationale Pakt über bürgerliche und politische Rechte vom 19.12.1966, die Schlußakte der KSZE vom 1.8.1975 und andere Empfehlungen. Frankreich hat sie alle unterschrieben, nur wendet es diese nicht an.

Sehr genau weiß „Pogrom" über die Lage der Minderheiten in Frankreich Bescheid (s. 9).:

„Sieben nichtfranzösische Sprach- und Volksgruppen lebten 1789 auf französischem Staatsgebiet. Sie galten und gelten noch heute aus dem Blickwinkel der Metropole Paris als „Peripherie" und rückständige Provinz. Das Bretonische beispielsweise, eine keltische Sprache, wurde von eingefleischten Frankomanen mit dem „Gebrüll von Höhlenmenschen" verglichen. Aber die „anderen" Sprachen galten nicht nur als kulturell minderwertig, sie hatten (und haben) aus Sicht der vermeintlichen Avantgarde und ihrer Statthalter in der Peripherie immer noch etwas Subversives: zu Zeiten des revolutionären Jahrzehnts konnte die nichtfranzösische Muttersprache, auf der Straße gesprochen, eigentlich nur konterrevolutionär sein: Was reden die da in ihrem sonderbaren Idiom? Wie sollte man diese Leute an die neue Verwaltungsstruktur (kleine Départements statt historisch gewachsener Provinzen) gewöhnen, wenn sie sich nicht einmal auf die Amtssprache

Fortsetzung auf Seite 6

Quo vadis, Marianne?

Fortsetzung von Seite 5

Französisch einlassen wollten? Und es ist nur wenige Jahre her, daß sich in Straßburg (!) ein Elsässer einem Polizisten gegenüber geweigert hat, mit diesem französisch zu reden, was disziplinarische Folgen hatte und schließlich sogar im Europaparlament für Aufsehen sorgte. Die Sprache ist das offenkundigste Merkmal der sieben nichtfranzösischen Volksgruppen (Korsen, Okzitanier, Katalanen, Flamen, Elsässer und Ostlothringer, Bretonen und Basken), deren Sprachen aus vier Sprachfamilien kommen: romanisch, germanisch, keltisch — das Baskische gar weicht völlig ab: es gehört nicht zu den indo-europäischen Sprachen. Das offizielle Paris gibt sich heute großzügig, was den Gebrauch dieser Sprachen betrifft. Jeder Staatsbürger kann reden, was er will — in den eigenen vier Wänden und auch auf der Straße... Was jedoch in der Schule gelehrt wird (z.B. Bretonisch als *Fremd*sprache in der Bretagne!), was gedruckt oder gesendet, was auf Behörden gesprochen wird: Französisch. Alles andere bleibt der mühsamen Eigeninitiative der betroffenen Volksgruppen überlassen."

Die Zeitschrift weiß auch zu berichten, wie das so geworden ist, wie um der „égalité" willen, die eigentlich „uniformité" „Einförmigkeit" lauten sollte, die Provinzen zerschlagen und in willkürliche, möglichst gleich groß zurechtgeschneiderte „départements" zerlegt wurde. Den Unterschied zwischen dem in Jahrhunderten Gewachsenen und dem einheitswütigen Gehirnen Entsprungenen zeigen zwei Karten.

Wie — unter anderem — es zur Mißachtung der nichtfranzösischen Sprachen auf französischem Staatsgebiet kam, erklärt ein sehr fundierter Beitrag von Wolfgang Geiger, dem wir folgendes entnehmen:

„Das Problem der „minoritären" Sprachen, die damals immerhin in der Hälfte des französischen Staatsgebietes vorherrschend waren, hat die Nationalversammlung zunächst pragmatisch durch die Übersetzung der Gesetzestexte usw. gelöst (Dekret vom 14.1.1790). Gleichzeitig entwickelten sich jedoch ganz andere Vorstellungen von der herzustellenden „Einheit und Unteilbarkeit" des neuen Nationalstaates, denen der berühmte Fragebogen des Abbé Grégoire entscheidende Argumente lieferte. Der Abbé war 1790/91 in die Provinzen geschickt worden, um den Status quo und den Charakter der dort gesprochenen Sprachen festzustellen. Sein Ziel bestand ausdrücklich darin, die Minderwertigkeit der nichtfranzösischen Sprachen nachzuweisen und sie als Hindernis für die Verbreitung der aufklärerischen und revolutionären Ideen darzustellen. Der breite Widerstand in beinahe zwei Dritteln aller Départements, u.a. im Süden und Westen, gegen die Politik des Nationalkonvents im Jahre 1793, vom Vendée-Aufstand im März bis zur sogenannten „föderalistischen Revolte" der großen Städte gegen den Jakobinerputsch im Sommer, lieferten den noch fehlenden letzten „Beweis" für die geistige, kulturelle und politische Rückständigkeit der Peripherie, die man der Unwissenheit der dortigen Bevölkerung zuschrieb, was dann auf die dort übliche fremde Sprache zurückgeführt wurde. Damit ließ sich leicht eine Politik zur Ausrottung der nichtfranzösischen Sprachen begründen. In seiner berühmten Rede vom 21.1.1794 begründete Barère schließlich im Namen des Wohlfahrtsausschusses ausführlich die neue und für Frankreich bis heute richtungsweisende Sprachpolitik; bekannt geworden ist u.a. das Zitat „Föderalismus und Aberglauben sprechen Bretonisch, die Emigration und der Haß auf die Republik sprechen Deutsch, die Konterrevolution spricht Italienisch und der Fanatismus (*der Kirche,* W.G.) Baskisch. Zerschlagen wir diese schädlichen und irreführenden Instrumente."

Unter der Rubrik „Wenn du Franzose bist, sprich Französisch!" werden die sieben nichtfranzösischen Volksgruppen auf französischem Staatsgebiet betrachtet: In Korsika, Bretagne, Baskenland, Katalonien, Okzitanien, Elsaß-Lothringen, Flandern. Hier werden für jede Gruppe genaue Zahlen angegeben, dazu allgemeine Angaben: „Seit 1887 hat die französische Gesetzgebung immer wieder Französisch als alleinige Unterrichtssprache der Schulen festgelegt. Erst das ‚Deixonne'-Gesetz von 1951 erlaubt den Regionalsprachen eine Wochenstunde Unterricht, wobei die Sprachen als Prüfungsfach nicht anerkannt werden. 1977 erkannte Giscard d'Estaing wenigstens die Schutzwürdigkeit der Kulturen Frankreichs an." (Der Herr Präsident kam sich dabei sicher kolossal fortschrittlich vor und wußte nicht, wie hinterwäldlerisch die ganze französische Schule auf diesem Gebiet ist!) „Pogrom" fährt fort: „Dort, wo Sprachunterricht in der Regionalsprache möglich wäre, scheitert er oft am fehlenden Personal. 1983 waren von 315 637 Grundschullehrerstellen ganze 73 für Regionalsprachen vorgesehen." Diese Zahl bezieht sich wohl auf solche Stellen, die ausschließlich für Regionalsprachen gedacht waren.

Wie dem auch sei: Auch was erlaubt ist — anderswo braucht es nicht erlaubt zu werden, es ist selbstverständlich —, wird dies scheinbare Entgegenkommen durch heimtückische Einschränkungen sabotiert, wie wir im Beitrag zu Bretagne lesen: „Die Universitäten Brest und Rennes lehren Bretonisch, Paris und Nantes bieten Einführungskurse an. Die Universitätsabschlüsse berechtigen nicht zum Lehramt, trotz großen Bedarfs." Das heißt: „Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß!" Die gleiche Haltung gilt dem Katalanischen gegenüber: „Trotz Deixonne-Gesetz erhalten schätzungsweise nur etwa 100 Kinder an Vor- und Grundschulen sowie 15 Prozent an höheren Schulen Katalanisch-Unterricht auf freiwilliger Basis." Also genau so pseudoliberal wie in Elsaß-Lothringen: Die Kinder bzw. die Eltern können entscheiden, ob diese am Unterricht teilnehmen wollen oder nicht, die Lehrer können entscheiden, ob sie diesen erteilen wollen oder nicht.

Was den Unterricht in Okzitanisch, das ursprünglich in 30 (!) der heutigen Départements Muttersprache war, betrifft, schreibt „Pogrom" (S. 14): „In öffentlichen Vorschulen kaum Unterricht, in den Vorschulen der (militanten) Okzitanien-Aktivisten ‚Calandretas' ist die Sprache jedoch Unterrichtssprache. In Grundschulen seit 1951 (Deixonne-Gesetz) kaum Unterricht (Privatinitiativen), Wahlfach an weiterführenden Schulen, besondere Lehrbücher vorhanden, Lehrpersonal hingegen wenig." Was nützt der schönste Schnellzug, wenn kein Lokomotivführer da ist!

In Klammern: Was auf S. 15 steht, in Metz gebe es eine hochdeutschsprechende Gemeinde von Nachkommen derer, die 1871 nach der Annexion des Elsaß durch Deutschland einwanderten", ist falsch: In Metz gab es seit eh und je eine Gruppe Deutschsprachiger, ist doch Metz der Bischofssitz auch für die deutschsprachigen Ostlothringer und die größte Stadt der Gegend. Die nach 1871 Eingewanderten wurden 1918 bis auf ganz wenige ausgewiesen, aus Metz wie aus ganz Elsaß-Lothringen.

Die Bemerkung auf S. 15, daß in Westflandern das Französische durch Edikt zur alleinigen in Dokumenten zugelassenen Sprache erklärt wurde, erinnert uns daran, daß ebendasselbe 1685 für Straßburg und für das ganze Elsaß verfügt wurde bei Androhung einer Strafe von 500 livres. Doch, da kaum jemand französisch sprechen oder gar schreiben konnte, mußte stillschweigend die weitere Verwendung des Deutschen zugelassen werden.

Schmählich für die Kirche ist, was in diesen Beiträgen über die einzelnen Gebiete berichtet wird: Nur wenige Priester gebrauchen im Gottesdienst das Bretonische, in Westflandern gebe es **einmal** im Jahr einen zweisprachigen Gottesdienst. Wie die Kirchenführung, die noch vor 1870 im Elsaß ein Hort der Muttersprache waren, zum Judas an dieser geworden sind, wissen wir.

Die elsässischen Verhältnisse werden von François Schaffner im Beitrag „Das Elsaß im Wandel der Revolution und heute" sehr gut dargestellt (S. 16). Er beginnt mit der Revolution, die heuer als Großtat gefeiert wurde, die vor allem für die angestammten Sprachen aber ebensoviel Düsteres brachte, die das nationalistische Denken schuf, was sich nicht zuletzt auch durch die Gegensätze im Jakobinerlager zeigte:

„Die Konventsabgeordneten St. Just und Lebas führten im Elsaß ein strenges Regiment. Es wurde ‚gesäubert', verhaftet, guillotiniert. Und es kam zu Konflikten innerhalb des Jakobinerlagers. Die ‚deutschen' Jakobiner, Elsässer und Eingewanderte wie Eulogius Schneider, wollten die Sprache des Volkes benutzen, um es ‚aufzuklären'. Die ‚französischen' Jakobiner sahen das freilich anders. Sie trugen schließlich den Sieg davon und verhafteten die ‚deutschen'. Für sie war nicht, wie für die deutschen, das Volk die Triebfeder der Revolution, sondern der Staat."

Dadurch wurde wiederum dieses abstrakte Prinzip, der „Staat", der für sich selber da ist, statt für den Menschen, das Volk, der Begriff „Freiheit" sofort pervertiert. Wie weit dies ging, zeigt die Fortsetzung des Beitrags:

„Auslöser der innerjakobinischen Konflikte war unter anderem die Sprachenfrage. Bei der Radikalisierung der Revolution standen immer mehr Revolutionäre den autochthonen Sprachen Frankreichs feindselig gegenüber. Nur die französische Hochsprache sollte benutzt werden. ‚Die Aufklärung (les lumières), die unter großer Mühe bis an die Enden Frankreichs getragen worden ist, erlischt, wenn sie dort ankommt. Föderalismus und Aberglaube sprechen niederbretonisch, die Emigration und der Haß auf die Republik deutsch, die Gegenrevolution italienisch und der Fanatismus korsisch. Zerschlagen wir diese Instrumente des Irrtums und des Schadens', erklärte 1794 das Konventsmitglied Barrère vor dem ‚Wohlfahrtskomitee'. Alle Elsässer, die die Sprache des Feindes sprachen (die überwältigende Mehrheit also), waren den Jakobinern verdächtig.

Der Konvent legte auch das Prinzip einer französischen Grundschule fest ‚in den Gebieten, wo die Einwohner fremde Idiome sprechen.' In seiner ‚Dissertation über die Französisierung der ehemaligen Provinz Elsaß', die er dem Konvent vortrug, sagte Rousseville: ‚Ein Franzose inmitten einer deutschen Gruppe — ganz klar sind damit die Elsässer gemeint — befürchtet immer, daß sie in ihrer barbarischen Sprechweise die Revolution schmähen'. Er wünschte sich die Umsiedlung großer Teile der elsässischen Jugend nach ‚Innerfrankreich', wo sie dann zu Franzosen erzogen werden sollten. Die übrigen würden

dann durch die Ansiedlung von Sansculotten im Elsaß umerzogen. Der Jakobiner Monet, der ernannte Bürgermeister von Straßburg, wollte für alle Bürger eine einheitliche Erziehung. So sollte die deutsche Sprache völlig ausgemerzt und die französische durch die einsprachige Schule allen geläufig werden. Nur französische Inschriften wurden geduldet, und die Bekleidung hatte französisch zu sein. Sogar von Rassenveredelung war die Rede. Durch die Ansiedlung Französischsprechender werden ‚sich die Ideen veredeln, das physische Aussehen der Menschen wird sich durch Rassenkreuzungen verändern, die germanische Barbarei wird verschwinden, und die Republik wird sowohl in ihrem Zentrum als auch an den Grenzen französisch werden'."

Was für vertraute Töne wir da hören! Haben etwa Gauleiter Robert Wagner und seine Gauleitung sich ihre Rezepte bei den Jakobinern von anno 1793 geholt? Das ist doch „Rassismus"! Über die verbrecherische Dummheit derjenigen, die uns vor 50 Jahren schulen und uns endlich zu rechten Menschen erziehen wollten, wird weiterhin des langen und des breiten empört berichtet. Daß ihre Vorbilder und Vorgänger — in französischer Richtung — die Schöpfer des modernen französischen Staates waren, ist unbekannt oder wird verschwiegen. Zu Anfang Dezember 1941 sagte mir Fritz Spieser: „Bisher mußten wir uns gegen die blau-weiß-roten Jakobiner wehren, jetzt müssen wir uns gegen die braunen stellen." Ob blau-weiß-rot, braun, rot, schwarz oder welcher Couleur auch immer, Jakobiner sind (Un)menschen, die nicht verstehen können und es erst recht nicht dulden, daß es Menschen gibt, die anders sind und anders denken als sie, und die diesen ihre Art des Sehens, wenn die „Rückständigen" sich sträuben, mit Gewalt beibringen wollen oder sie dann vernichten, wozu vor 200 Jahren die Guillotine ein ausgezeichnetes Instrument war.

Seine Feststellungen zur Revolution schließt Schaffner (S. 17) folgendermaßen: „Neben großen Errungenschaften hat die Revolution also auch Dunkles ins Rollen gebracht: Zwangsumsiedlung, Umschulung, ‚Rassenveredlung', Gleichschaltung, Überlegenheit der französischen Sprache."

Zur heutigen Lage schreibt er: „In der Grundschule wurde Deutsch verboten und in Gymnasien lediglich als Fremdsprache zugelassen.

Nach 1968 kam es durch Vereinigungen, Schriftsteller, Lieder- und Theatermacher zu einer Renaissance des elsässischen Bewußtseins. Politker schalteten sich ein. Der Schulverwaltungsleiter für das Elsaß, P. Deyon, sagte 1983: ‚Deutsch ist eine regionale Sprache Frankreichs, weil Mundart und Hochsprache ein Ganzes bilden.' Der seit 1975 in der Grundschule für Schüler ab neun Jahren bestehende freiwillige Unterricht wurde 1982 erweitert, die Lehrer für dieses Fach werden besser ausgebildet, es gibt neue pädagogische Methoden, in einigen Collèges auch ‚zweisprachige' und ‚dreisprachige' Klassen. Doch ist eine tiefgehende Besserung nicht in Sicht. Trotz der Anstrengungen vieler Politiker, Unternehmer, Vereine und Lehrer kommt es nicht zu einer offiziellen Planung in Sachen deutsch-französischer Zweisprachigkeit. Die größte deutschsprachige Minderheit in Europa ist schwer angeschlagen."

Die Lage in Katalonien ist der in Elsaß-Lothringen insofern ähnlich, als auf beiden Seiten der Grenze, hier der französisch-spanischen, gleiche Völker zu Hause sind, die Staatsgrenzen also nicht mit den Sprachgrenzen übereinstimmen, ein Zustand, der übrigens zur gleichen Zeit geschaffen wurde, als der Sonnenkönig sich mit gloire schmücken wollte. Die südlich dieser Grenze wohnenden Katalanen haben seit dem Verschwinden Francos ihre Autonomie im Rahmen des spanischen Königreiches und sind im Gebrauch ihrer Sprache nicht mehr behindert, die Nordkatalanen in der französischen Republik sind immer noch eine Volksgruppe minderen Rechtes. Der Beitrag zur Lage in Katalanien von Joan Dorandeu, der zuerst sehr Schlimmes zu berichten weiß, schließt mit den Worten: „Frankreich, das mit großem Pomp die Deklaration der Menschenrechte feiert: Wie lange noch wird dieses Land sich über eines dieser Rechte lustig machen? Das gewachsene Bewußtsein der betroffenen Bevölkerungsgruppen und der internationale Druck — vor allem der europäische — dürften die Dinge vorantreiben. Aber man kann sehen, daß das ‚gefräßige Ungeheuer' noch nicht tot ist. Hoffen wir, daß es sich um seine letzten Versuche, sich aufzubäumen, handelt. Hoffen wir, daß das Europa, das nun entsteht, den ‚Nationalitäten ohne Staat' die Möglichkeit geben wird, zu leben und in seiner Wiege aufzublühen."

Ähnlich wie in Katalonien ist die Lage im Baskenland: Die größere Gruppe in Spanien genießt ebenfalls seit Francos Tod eine weitgehende Autonomie, die der nördlichen in Frankreich vorenthalten wird. Baskisch ist eine Sprache, die die Sprachwissenschaft auch heute noch nicht einordnen kann, ein Überbleibsel aus Urzeiten, sie gehört also eigentlich unter „Denkmalschutz", statt daß sie der einen und unteilbaren Republik geopfert wird: „Wenn wir uns die baskische Sprache anschauen und auch archäologische Erkenntnisse in Betracht ziehen, kommen wir zu dem Schluß, daß hier über Jahrtausende ein und dieselbe ethnische Gruppe gelebt haben muß." Ferner: „Das Baskische ist mit Sicherheit die einzige Sprache, die die Invasion des Indo-Europäischen zu Beginn des 2. Jahrtausends v.Chr. überdauert hat." So ein kostbares Relikt wollen Hohlköpfe wie die französischen Schulpolitiker mit Hilfe der Volksschule ausrotten. Sie werden natürlich entgegnen: „Nein, das wollen wir nicht! Aber Französisch ist halt die Sprache Frankreichs und seiner Staatsbürger." (S. 26). Wie die Jakobiner 1794 im Baskenland gehaust haben, stellt Jokim Apalategi S. 28 ausführlich dar, wir müssen es uns versagen, dies abzudrucken. Die Basken wehren sich, gründen z.B. freie Schulen, doch der französische Staat sieht es anders, so genehmigt er großmütig im Fernsehen dem Baskischen täglich 15 Minuten.

„Pogrom" behandelt auch das Schicksal anderer Minderheiten in Frankreich, so der Roma und Sinti, der Armenier, der Juden, ferner das Los der Überseegebiete, die Frankreich verblieben sind. Wir können nicht auf diese eingehen, da es uns an Platz mangelt; wir haben uns außer der Darstellung dessen, was über Elsaß-Lothringen gesagt wird, darauf beschränkt, zu berichten, was „Pogrom" über die seit Jahrhunderten, sogar Jahrtausenden auf dem Boden des heutigen französischen Staates angesiedelten Völker bzw. Volksteile schreibt, wie der Begriff „égalité" zweideutig aufgefaßt wurde, wie überheblich der „echte" Franzose die von seinen Königen und seinem Staat allmählich hinzugewonnenen „Anderen" behandelt hat und weiterhin behandelt, während eine geschickte Propaganda Frankreich nach wie vor als das Mutterland und Musterland edelster Menschlichkeit und reinster Demokratie erscheinen läßt. Das Erstaunlichste: Die anderen Völker und ihre Staatsmänner nehmen ihnen das ab, allen voran unsere deutschen, obwohl diese vor ihren Staatsgrenzen eines der auffälligsten Beispiele dieses Fehlverhaltens haben. Sie fahren dorthin, denken an nichts und kommen begeistert zurück, sogar von dem glänzenden Schauspiel, das zu Ehren des „Bicentenaire" gespielt wurde. Hinter die Kulissen blicken wenige. „Pogrom" sei dafür gedankt, daß es dies gründlich getan hat.

Die Frage „Marianne, quo vadis?" ist für Deutsche heutzutage besonders wichtig, denn beide Völker wollen jetzt, nach jahrhundertelangen Kämpfen, gemeinsam in ein vereintes Europa hineinschreiten. Da ist es gut, wenn einer den anderen kennt, um zu wissen, ob sie auch zum gleichen Ziel hingehen. Löst sich Frankreich wirklich aus imperialistischem Gedankengut, so wie die Deutschen dies getan haben, oder gehen wir geistig zwei ganz verschiedene Wege? Verharrt Frankreich in seinen verkrusteten zentralistischen Schablonen, die alle von Paris aus für den Staat, nicht für die darin lebenden, sehr verschiedenen Menschen gedacht sind, so kann kein Gleichschritt entstehen und auch kein gleiches Tempo. Jedem kann dies aus den Ausführungen in „Pogrom" klar werden, mögen Verantwortliche sie berücksichtigen. eh

---

MEIN GOTT, laß es nicht geschehen
— wenn ich alt geworden bin —,
daß ich alles widerrufe,
was doch meines Lebens Sinn.

Daß ich wie ein Wurm mich winde,
ohne deiner Sonne Schein —,
laß mich bis zuletzt der alte,
ruhelose Sucher sein.

Sollt' ich noch einmal geboren,
wiederkehren in die Welt,
laß mich sein wie ich gewesen:
Wandrer unterm Sternenzelt.

Gib mir wieder zu Gefährten
Menschen, wie ich sie erlebt.
Und den Schwung, der meine Seele
über alle Schwere hebt!

Alfred August Götz (†1988)

Mitteilen oder sich selber bestätigen?

Der Gedanke einer Fernsehsendung „Vis à vis" ist ausgezeichnet, doch fragt man sich beim Zuhören oft, welches der Zweck der Sendungen ist: Die dem Elsaß gewidmeten werden fast ausschließlich französisch gebracht. Wie groß ist auf der rechten Rheinseite wohl der Prozentsatz derer, die dem folgen können? Doch nur die ganz geringe Zahl derer, die aus den Französischstunden hauptsächlich im Gymnasium soviel Kenntnisse dieser Sprache sich bewahrt haben, daß sie diese, wenn sie ziemlich schnell gesprochen wird, auch noch aus der Fernsehröhre verstehen. Doch soll ja beiderseits des Rheins begriffen werden, was „Vis à vis" geschieht!

Also: Absolute Fehlleistung, es sei denn, man wolle über das deutsche Fernsehen den eigenen Landsleuten beweisen, daß sie nicht nur Staatsfranzosen, sondern auch Sprachfranzosen sind. Ein Kompliment den Leuten vom deutschen Fernsehen, die sich dazu hergeben, die menschenrechtswidrige französische Sprach- und Schulpolitik zu unterstützen! Wird irgendwo in der Welt etwas verkehrt gemacht, protestieren sie sofort. Doch sind sie anscheinend so kurzsichtig, daß sie das nicht sehen können, was vor ihrer eigenen Tür gewaltsam verändert wird. me

Vor 50 Jahren

In allen Blättern der Bundesrepublik und darüber hinaus wird an die Katastrophe erinnert, die vor einem halben Jahrhundert über Europa und eigentlich die ganze Welt hereinbrach. Ob denjenigen, die diese Zeit nicht miterlebt haben, ein absolut klares Bild vermittelt werden kann, mag dahingestellt bleiben. Etwas, das in der Bundesrepublik überhaupt nicht erwähnt wurde, wohl weil kaum jemand etwas darüber weiß, das ist die chaotische Räumung der „Zone 1" entlang der Maginotlinie im Elsaß und in Lothringen, einschließlich der Großstadt Straßburg.

Die Räumungsbefehle lagen verschlossen in den Rathäusern. Nach deren befohlener Öffnung verblieben den Einwohnern nur einige Stunden, um ihre Bündel zu packen und sich auf den Weg zu machen. Anscheinend wurde angenommen, es würde sofort geschossen werden. Aber nichts dergleichen geschah, bei wunderschönem Wetter atmete die Natur tiefsten Frieden, kein Schuß fiel. Aber in dieser Zone ging alles drunter und drüber. Man kann sich den Schrecken und die Erstarrung der Leute vorstellen, die ohne jede Vorwarnung sich vom größten Teil ihres Eigentums trennen mußten. Am schlimmsten waren die Bauern dran, die ihre Ernte in der Scheune, ihr Vieh in den Ställen, oder, wenn es gut ging, auf der Weide zurücklassen mußte. Wieviele verstörte Bauern vergaßen, ihre Kühe loszubinden und ihnen die Stalltür zu öffnen! Und in der folgenden Nacht brüllten die Tiere vor Schmerzen, wenn ihre übervollen Euter nicht gemolken wurden. Die Pferde wurden meist vor die Wagen gespannt, da ja nicht in jedem Ort ein Bahnhof war, in dem Züge bereitstanden, um die Flüchtlinge wegzubringen. Meist fuhr ein Treck bis zu dem zum Verladen der Massen bestimmten Bahnhof, wo dann Viehwagen bereitstanden. Und die Pferde? Und die Wagen? Die mußten dann halt dort stehen bleiben. Es begann eine endlose Fahrt nach Südwestfrankreich, die bis zu 14 Tage dauern konnte.

Daheim, in den nicht geräumten Gebieten, grassierte eine lähmende Angst. Immer noch dachte man, die deutsche Artillerie werde gleich zu schießen beginnen, natürlich auch mit Gasgranaten. So wurden Gasmasken verteilt. Es gehörte beinahe zum guten Ton für viele, mit so einem umgehängten Schutzgerät auf Reisen zu gehen. Im Bahnhof Türkheim sah ich einen Mann, der wohl der Gasmaskenträger der Familie war und nicht weniger als fünf solche Dinger um sich herumhängen hatte.

Diejenigen Evakuierten schätzten sich glücklich, die Freunde oder Verwandte im Hinterland hatten, bei denen sie auf kürzere oder längere Zeit unterkamen. So füllten sich Dörfer und Städtchen längs des Vogesenrandes und in den Vogesentälern. Gute Zeiten für die Gastwirte!

Natürlich liefen auch gleich die seltsamsten Gerüchte: Füllhalter, Farbstifte und Spielzeug mit eingebauten Sprengsätzen seien abgeworfen worden, um spielende Kinder umzubringen. Warum die Kinder? Gefährlich und gefährdet sind bekanntlich im Krieg die gegnerischen Soldaten. Ich glaubte den Unsinn um so weniger, als mir die Greuelpropaganda des Ersten Weltkrieges mit den auf deutschen Bajonetten aufgespießten Kleinkindern, den abgehackten Kinderhänden, den abgeschnittenen Frauenbrüsten noch zu bekannt waren. Und, als jetzt vor kurzer Zeit erst aus Afghanistan von ebensolchen Spielzeugen die Rede war, blieb ich genauso skeptisch.

Es wurde auch wieder still um diese Dinge. Als dann Fallschirmjäger über Belgien absprangen, tauchten bald überall in der Fantasie der Leute — und in den Zeitungen — die „barablihüpser" auf: „barabli" vom französischen „parapluie" (Regenschirm), „Hüpser" von „hüpse" (hüpfen/springen). Am verbreitetsten waren die „barablihüsper" auf Motorrädern, die angeblich das ganze Hinterland unsicher machten. Ob je so ein Hüpfer gesehen oder gar gefaßt wurde?

So mischte sich bunt Tragisches, Ungereimtes, sogar Lustiges. Die Zeit war vor allem für die „poilus", die in oder hinter der Maginotlinie lagen, zunächst eine sehr erträgliche Zeit. Ihre ohnehin keineswegs kärgliche Verpflegung konnten sie ohne Gewissensbisse durch Fangen und Schlachten von herrenlosem Vieh jeglicher Art erheblich verbessern. Außerdem gab es noch ganz Besonderes: Der Wildbestand in Frankreich ist erbärmlich dezimiert, da die „égalité" es dort einem jeden, der 50 qm Boden besitzt und sich einen Jagdschein besorgt, erlaubt, zu jagen. Doch in Elsaß-Lothringen galten — und gelten auch heute noch — die deutschen Jagdgesetze, so daß passionierte Jäger, und das ist fast jeder Franzose auf dem Lande, hier ganz außergewöhnliche Tierarten wie Rehe und Wildschweine zu Gesicht bekamen; die lockten natürlich. Und gebrauchsfertige Schießprügel hatten sie vom Staate gestellt bekommen.

Wie gar viele von den Bewohnern geräumte Häuser behandelt und verschandelt wurden, darüber schweigen wir lieber. Nur dies: Was ist nicht alles von den schönen Trachten des Unterlandes in Hunspach, Hofen, Schleital und anderen Orten, in denen sie noch getragen wurden, von den Soldaten zum Jux vernichtet worden.

Dieweil zuckelten deren Besitzer und die anderen Unglücklichen, die aus Heim und Arbeit gerissen worden waren, ganz langsam gegen Südwesten, manche 14 Tage lang, und kamen dann in für sie als zivilisierte Menschen ganz unmögliche Unterkünfte, in denen z.B. das WC sehr oft in einem Stehplatz im Kuhstall bestand, wo Leute, die ohnehin in engen häuslichen Verhältnissen lebten, zugunsten der massenweise in ihr Dorf Verfrachteten zusammenrücken und begreiflicherweise keineswegs darüber entzückt waren. Dies um so weniger, als die ihnen Aufgezwungenen eine Sprache redeten, die ihnen vollkommen fremd und überdies die des Feindes war. Es bedurfte zu dieser Haltung keineswegs bösen Willens. Zu fragen ist allerdings, was Regierung und Verwaltung sich dabei gedacht hatten, als sie ausgerechnet jene armen und rückständigen Gegenden zu Aufnahmegebieten bestimmten.

50 Jahre sind schon über diese Ereignisse hinweggegangen, viel Schlimmeres ist weltweit geschehen. Wie es damals war, wissen heute die meisten nicht mehr, denn solche, die es bewußt erlebt haben, wenn auch als Kinder, sind heute 60 Jahre alt und mehr, wenn sie überhaupt noch leben.

Wie war die Haltung der Menschen dem Geschehen gegenüber? Mir scheint, vor allem fassungs- und verständnislos. Man begriff nicht, daß 20 Jahre nach dem bisher unsinnigsten Gemetzel der Geschichte schon wieder eins beginnen sollte, das — man ahnte es — noch fürchterlicher werden würde. Die Technik des Zerstörens und des Tötens hatte ja große „Fortschritte" gemacht. Ein dumpfes Abwarten, ein sich innerlich Sträuben, und doch wieder Hinnehmen lag über den Menschen unserer Heimat, und dies war wie zum Hohn begleitet von einem herrlichen, fruchtbaren Spätsommer, wie es nur selten welche gibt.

eh

Mitteilung der Geschäftsstelle

Die Geschäftsstelle bittet, den Mitgliedsbeitrag für 1989 in Höhe von DM 30,— und etwaige Beitragsrückstände bald zu überweisen. Bei dieser Gelegenheit weist sie nochmals darauf hin, daß der Jahresbeitrag seit dem 1.1.1989 DM 30,— beträgt. Leider haben viele Mitglieder trotz mehrfacher deutlicher Hinweise in diesem Blatt auch für 1989 nur den zuvor gültigen Beitrag überwiesen. Jeder möge sein Verhalten selbstkritisch prüfen und die so entstandene Differenz bald mit dem Jahresbeitrag für 1990 nachzahlen. Im Vergleich zu anderen Vereinigungen und verglichen mit dem, was wir an Publikationen für den Jahresbeitrag bieten, ist unser Beitrag sehr gering. Aber unsere Kosten steigen, und unsere Einnahmen sinken. Auch deshalb unsere Bitte: zahlen Sie den neuen Jahresbeitrag voll. Wer das nicht kann, möge sich vertrauensvoll an die Geschäftsstelle wenden und eine Sondervereinbarung treffen.

***

Unsere Konten: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70), Konto-Nr. 370 15-708; Deutsche Bank AG, Stuttgart (BLZ 600 700 70), Konto-Nr. 12/55066.
Spenden von Mitgliedern und Nichtmitgliedern sind immer willkommen. Spendenbescheinigungen senden wir auf Wunsch gerne zu. Allen treuen Beitragszahlern und Spendern an dieser Stelle ein herzliches Dankeschön!

***

Bitte vergessen sie nicht, bei Überweisungen Ihren Absender in lesbarer Schrift anzugeben. Sonst wird am Jahresende gemahnt, obwohl längst gezahlt worden ist.

Spendenbescheinigung für das Finanzamt

Wer eine Spendenbescheinigung benötigt, möge diese bitte bei der Geschäftsstelle anfordern.

Das Elsaß nah besehen

Der folgende Auszug aus einem Brief unseres Freundes F. N. aus Freiburg gibt ein lebhaftes, oft launiges, genau beobachtetes Bild, wie es im Elsaß aussieht, sozusagen eine Momentaufnahme. Die Lage ist nicht hoffnungslos, aber doch unklar, ohne rechte Leitlinie, einmal so, einmal so, wie man sie gerade betrachtet. Die Hauptperson des Berichtes, der Mann mit Familie, spricht gut hochdeutsch und gut seine Sundgauer Mundart. Er schimpft kräftig darüber, daß diese benachteiligt werden, aber — seine vier Buben hat er diese Sprache nicht gelehrt. Es fehlt — bis jetzt — die führende Persönlichkeit mit Ausstrahlungskraft, die es versteht, die Gunst der Stunde, die gar nicht schlecht ist, zu nutzen und der Vernunft zum Durchbruch zu verhelfen.

Oderen, wo gleich am Ortseingang die Wallfahrtsstätte ist, zeigt ein gepflegtes Marienheiligtum an der Straße. Darüber eine neugotische Kirche. Vom künstlerischen Standpunkt aus keine Besonderheit. Hoch über dem Dorf steht die Pfarrkirche. Eine Frau sagte uns, daß die Wallfahrt nicht mehr so wie früher floriere, zwei Gaststätten seien schon eingegangen, weil keine Pilger mehr kämen. Jetzt habe Oderen nur noch ein Gasthaus. Die Frau, ca. 50 Jahre alt, sprach gut elsässisch.

Also, auf nach Wildenstein. Am Ortseingang hielten wir an, machten ein Foto vom Ortsschild und meinem Freund daneben. Im Haus nebenan war ein Mann mit Ausmisten befaßt. Diesen fragten wir: Wo stand hier das Zollhaus, respektive das Haus, in dem die Zöllner vor 1914 wohnten. Er sagte, dies wisse er nicht. Einmal sei er kein Einheimischer, zum anderen erst vor seit kurzem hier. Der Mann sprach ein gutes „Schriftdeutsch". Dann fuhren wir in das Dorf bis ans andere Ende. Kein Haus zu sehen, das einmal „kaiserliches" Format hatte.

Also zurück. Inzwischen 12 Uhr und Zeit zur Einkehr. Vor einer kleinen Beiz saßen Leute, und wir setzten uns dazu: Es kam ein Mann, ca. 50 Jahre, „Wenn ihr ebbs esse?, dann mühn ihr in den Salle a manger." Dort saßen schon einige, und es wurde französisch und elsässisch parliert. Alles durcheinander. Die Wirtin freundlich-elsässisch. Wir bestellten uns eine „assiette anglaise". „Nu, wenn ihr des g'esse han, dann hänn'r ke Hunger meh." Nebenan setzte sich eine Familie, Mann, Madame und vier Buben. Sehr lebhaft, laut und disputierend, was man essen wolle. Schließlich bestellten sie Schnecken. Wir beide riefen hinüber „bon appetit". Das war für ihn der Anlaß, gewählt hochdeutsch ein Gespräch anzufangen, und bald war man beim „Sprachenproblem". Er verlegte sich ins Elsässische, fing an zu schimpfen, daß „wir" uns die Sprache stehlen ließen, daß wir es unterlassen, elsässisch zu reden, bald würde Englisch die Kontaktsprache sein u.v.a.m. „Wir müssen mehr miteinander reden", in unserer Sprache, und das ist Alemannisch. Wenn der Nothelfer (Regierungspräsident in Freiburg/Br.) und der Götschi zusammenkommen, dann ist dies steif, gemischt französisch/deutsch. Des isch nit. Und so ging es weiter.

Ich hatte aber den Eindruck, daß er gut elsässisch sprechen kann, es aber nicht an seine Söhne weitergibt. Denn diese verstanden nichts von unserer Unterhaltung.

Dann ging's draußen vor dem Haus weiter. Alles redete elsässisch. Dann kam eine junge charmante Dame daher. „Jetzt kommt unsere Oberbürgermeisterin", riefen sie. Ich begrüßte die Dame mit „bon jour, madame le maire", sie gab mir die Hand, und dann ging's mit Anpflaumen und Frozzeln weiter, wie wenn man sich seit Jahr und Tag kennen würde. Der Elsässer (s.o.) ließ erkennen, daß er von Altkirch sei, erzählte von einem Lehrer am Gymnasium 1940—44, den er als „Ehrenmann" bezeichnete. Deutscher jawohl, aber besser als viele Franzosen. F.N.

Streit um des Kaisers Bart

Eigentlich müßte man sagen „um des Kaisers Wald", denn im fränkischen Staat gehörten alle Wälder dem König bzw. später dem Kaiser, der sie natürlich als Lehen oder Eigentum weitergeben konnte. Es handelt sich hier um den Mundatwald bei Weißenburg, den Frankreich nach 1945 auf Betreiben chauvinistischer Weißenburger Bourgeois beanspruchte, da die Wasserversorgung Weißenburgs gefährdet sein könnte, wenn er kein französisches Territorium wäre. Nun aber wurde der Stadt Weißenburg weder 1870 nach 1939/1940 das in diesem Wald sprudelnde Wasser vorenthalten. Aber: Ein bißchen Territorium, das durch den Sieg gewonnen worden wäre, hätte dem französischen Sinn nach gloire doch so gut getan. Also wurde der Mundatwald kurzerhand zum französischen Territorium erklärt. Zu dieser Frage entnehmen wir „Der Welt" vom 6.9. d.J. einige Zeilen des Anwalts Dr. K. Bertzel, die nicht einer gewissen Würze entbehren:

„Der Mundatwald, jenes sieben Quadratkilometer große, in der Südpfalz gelegene, unmittelbar an das Elsaß angrenzende deutsche Staatsgebiet, erregt seit 1949 immer wieder das öffentliche Interesse und belastet die deutsch-französischen Beziehungen. Frankreich, genauer gesagt die Stadt Weißenburg im Elsaß, möchte ihn haben, und speziell die Pfälzer verteidigen ihn mit Klauen und Zähnen. Adenauer hat zweimal versucht, das herrliche Waldgebiet samt der darin befindlichen Ruine Guttenberg unter den unrichtigen Etikett einer ‚Grenzberichtigung' an Frankreich abzutreten. Er sah sich deswegen einer Anzeige wegen Staatsgefährdung unter ‚Mißbrauch von Hoheitsbefugnissen' bei der Bundesanwaltschaft gegenüber.

Der damalige Generalbundesanwalt Martin brachte die Sache mühsam dadurch vom Tisch, daß er den Paragraphen 89 des Strafgesetzbuches so auslegte, als richte er sich nur gegen die Kommunisten. Bei nächster Gelegenheit wurde dann im Gesetzgebungswege der Paragraph 89 StGB geändert: man strich die Wendung ‚unter Mißbrauch von Hoheitsbefugnissen'.

Dann war Ruhe um den Mundatwald bis in die 80er Jahre. In Frankreich hatte man inzwischen eingesehen, daß eine Abtretung des deutschen Staatsgebietes außerhalb eines Friedensvertrags mit dem Deutschen Reich nicht zu haben war. Die Franzosen schlugen daher folgenden Kompromiß vor: Sie erklärten ihr Einverständnis dazu, daß die Bundesrepublik Deutschland den Teil der Besatzungsverordnung Nr. 212 vom 23. April 1949, der den Mundatwald vor Gründung der Bundesrepublik Deutschland (23. Mai 1949) aus dem Staatsgebiet des Deutschen Reiches herausnahm und zu Frankreich schlug, aufhebt. Die Bundesrepublik Deutschland sollte dann im Gegenzug, aber nicht als Gegenleistung, das Privateigentum an den Wäldern der öffentlichen Hand im Mundatwaldterritorium unentgeltlich auf die Französische Republik übertragen. Eigentümer dieser Wälder waren am Tag der Herausnahme des Mundatwaldterritoriums aus dem deutschen Staatsgebiet, dem 23. April 1949, das Deutsche Reich und der Freistaat Bayern. In einer Regierungsvereinbarung vom 10. Mai 1984 wurde dies alles niedergelegt.

Seither tobt der Streit, wem das Eigentum an den Wäldern überhaupt zusteht: dem Deutschen Reich und dem Freistaat Bayern einerseits, oder der Bundesrepublik Deutschland und dem Land Rheinland-Pfalz andererseits."

Also: Die Bundesrepublik kann politisch wieder die Hoheit über den Wald ausüben, allerdings nicht, weil ihre Staatsmänner sich dafür eingesetzt hätten, aber jetzt tobt der sinnlose Streit um die privatrechtlichen Verhältnisse. Es ist sogar eine Dissertation darüber geschrieben worden von Heidi Dünisch, und diese Dissertation wurde in dem angesehenen Verlag Peter Lang, Frankfurt, Bern, New York, Paris, veröffentlicht. Kostenpunkt: DM 56,—. Wenn Frankreich neuer (Privat)-eigentümer des Waldes werden soll, müßte doch der frühere Eigentümer seine Rechte dem neuen übertragen. Aber wer ist dieser Eigentümer? Das de facto nicht mehr, de jure aber immer noch existierende Deutsche Reich und der Freistaat Bayern als der Erbe des Königsreichs Bayern oder die Bundesrepublik, die am 23. April 1949, als Frankreich durch die Besatzungsverordnung Nr. 212 sich den Wald einverleibte, noch nicht bestand? Es gibt keinen Zweifel, Europa hat riesige Sorgen.

Minderheiten im Europaparlament

Sogar von Minderheiten im französischen Staat war die Rede, als der korsische Abgeordnete Max Simeoni eine Diskussion benützte, um Frankreich zu empfehlen, sich zu „entkolonialisieren". Er beschwor das Parlament, „den französischen Staat dazu zu bewegen, das Jakobinertum aufzugeben und von der mißbräuchlichen kolonialen Schutzherrschaft zu einer intelligenten, großzügigen überzugehen, die der Verachtung und des Mißtrauens entbehrt." Max Simeoni fügte hinzu: „Was für die Korsen gilt, gilt auch für alle Völker des Hexagons, von den Bretonen zu den Basken bis zu den Elsässern und auch für die Einwohner der Antillen und von Neukaledonien. Alle europäischen Staaten, und Frankreich an der Spitze, haben kolonialistische Vorfahren."

Er fügte hinzu: „Frankreich sei das Land, das es am meisten nötig hat, sich zu entkolonialisieren und von innen her zu demokratisieren. Machen Sie dieser jakobinischen politischen Kultur der ENA-geprägten Verwaltungsmenschen ein Ende." (ENA = Ecole Nationale d'Administration, die Hochschule, aus der heutzutage die meisten höheren französischen Regierungsbeamten kommen). Was wohl die zahmen Abgeordneten aus Elsaß-Lothringen zu solchen ketzerischen Bemerkungen Simeonis gedacht haben? Denn gesagt haben sie ohnehin nichts. Und die bundesdeutschen? Haben sie solch ein Ansinnen gegenüber dem neu gewonnenen Freunde nicht als freche Provokation betrachtet? Daß der Kerl ausgerechnet auch noch sich erkühnte, das Elsaß zu nennen, von dem man am liebsten nichts hört! eh

Bauchgrimmen bei Grenzschwund

Hinter allem französischen Modernisieren steckt neuerdings der Gedanke an das „Europa ohne Grenzen". So ist dem oberelsässischen Generalrat — sehr zu Recht — eingefallen, man sollte eigentlich jetzt schon experimentieren, um die Handwerker daran zu gewöhnen, daß sie bald nicht mehr durch Grenzpfähle daran gehindert sein werden, auch jenseits derselben selbständig zu arbeiten. So wurde eine bundesdeutsche und eine elsässische Unternehmergruppe zusammengebracht, auf der badischen Seite die „Gebäu-Süd", auf der elsässischen HLM. Was diese drei Buchstaben bedeuten, ist uns allerdings unklar. In Frankreich grasiert die Unsitte der Abkürzungen bzw. der Wortgerippe noch ärger als bei uns. Das H bedeutet aber jedenfalls „habitation", Wohnung.

Auf beiden Seiten des Rheines, im badischen Altbreisach wie im elsässischen Neubreisach sollen je 30 Sozialwohnungen nach den jeweiligen Normen gebaut werden, und zwar immer von Firmen und Handwerkern der anderen Rheinseite, um zu schauen, wie das, was eigentlich selbstverständlich wäre ohne die seit der Revolution anno 1789 immer stärker sich auswirkenden Grenzen, gehen mag. Ein Bravo dem oberelsässischen Generalrat, der auf diese Art einen weiteren Schritt tat, um die durch einen verkrampften, engstirnigen Nationalismus errichteten Grenzen abzubauen und das Rheintal, soweit möglich, wieder zu einer von der Natur gewollten Einheit zusammenzuführen.

Der Präsident des Generalrates, Jean Jacques Weber, scheint wie einst sein Vorgänger Goetschy, die Dinge realistisch zu betrachten. Bei dem Treffen der auf beiden Seiten für dieses Projekt maßgeblichen Leute führte er aus: „Bei uns ist man allgemein der Meinung, Frankreich hinke stets hinterdrein. Und wir müssen gestehen, daß die Regierung nichts tut, um Handwerkern wie Unternehmern einen guten Startplatz zu bereiten. Generalrat wie Regionalrat haben mehrfach ihre Sorgen betont hinsichtlich der Folgen der Öffnung der Grenzen. Sie können es sich nicht leisten, die handwerklichen Unternehmen ohne Vorbereitung Europa entgegengehen zu lassen." Ferner sagte er: „Ich bin allen Vorschlägen gegenüber offen ... Wir schaffen etwas außerhalb der Normen, was zeigt, daß wir fest entschlossen sind, voranzumachen."

Wer weiß, vielleicht erwachen die Elsässer und Lothringer doch noch und lassen sich nicht ewig durch die Pariser Besserwisser an der kurzen Leine führen. Es ist allerdings höchste Zeit. eh

Wandel der DNA?

Die DNA, die ehemaligen „Straßburger Neuesten Nachrichten", scheinen großzügiger geworden zu sein, was die elsässischen Angelegenheiten betrifft. In letzter Zeit bringen sie Leserbriefe, die früher nie wiedergegeben worden wären, in denen französische Praxis in der Sprachenfrage scharf gegeißelt wird und die für das Elsässerdeutsch energisch eintreten, dies sogar manchmal in scharfen und drastischen Worten. Da hatte die Zeitung den Vorschlag eines Mannes aus Schweighausen bei Hagenau gebracht, man möge die Gemeinderatsprotokolle doch auch auf Elsässerdeutsch abfassen. Hier der Kommentar der Zeitung: „Die Zeit, in der die Elsässer sich unterdrückt fühlen konnten, weil ihre Muttersprache (man höre!) verboten war, ist vorbei ..." Gegen diese Aussage des Blattes wenden sich viele Briefeschreiber, unter ihnen junge Leute, auch Studenten, die meinen, daß „das Elsaß und Deutschlothringen das einzige Gebiet im Europa der Zwölf" sei, „in dem das elementare Recht auf seine Sprache nicht vorhanden" ist. Wird das Projekt Deyon (Rektor der Straßburger Akademie) angesprochen, das der deutschen Sprache in den Schulen ihre Rechte anerkennt, da wird von einer französischen Bauernfängerei gesprochen.

Schenken wir einem Briefschreiber aus den Jahrgängen um 1970 glauben, dann sprechen heute noch 50 bis 55 Prozent von diesen eine elsässische Mundart. Bei den Kindern zwischen drei und zehn Jahren seien es weniger als 20 Prozent. Das wäre erschreckend. me

Elsässischer Dialekt

Marie-Noelle Denis und Calvin Veltmann, Le déclin du dialecte alsacien.

Diese Veröffentlichung hat in der elsässischen Presse viel Beachtung gefunden. „déclin" kann auf verschiedene Arten übersetzt werden: sinken, Untergang, Abnahme, Neige, Verfall, zu Ende gehen. Von dem allem ist etwas darin, und dieses muß die Elsässer (und Lothringer) und die Deutschen allgemein beunruhigen.

Das Französische setzt sich in diesen beiden Provinzen langsam auf Kosten der elsässischen Mundarten durch. Zwei Spezialisten, Sprachsoziologen, haben diese Erscheinung wissenschaftlich untersucht und geben hier ihre Ergebnisse bekannt. Frau Denis ist Innerfranzösin, lebt aber schon lange im Elsaß. Veltmann stammt aus Holland und ist Professor für vergleichende Sprachwissenschaft und Sprachsoziologe in Montréal, Kanada. Julien Freund, ein elsässischer Soziologe, der noch gut deutsch spricht, bringt in der Einleitung einige Sorgen zum Ausdruck, die uns als Elsässer und Deutsche beeindrucken müssen. Wichtig scheinen uns folgende Gesichtspunkte:

1. Die Studie stellt fest, daß die Zahl derjenigen, die noch verhältnismäßig gut die Mundarten beherrschen, gegenüber denjenigen, die sie sprechen, unverhältnismäßig groß ist. Am stärksten benützen die Mundart noch die „patrons", die Bauern und die Arbeiter, die ländliche Bevölkerung eher als die Städter. Im Oberelsaß wird sie weniger gebraucht als im Unterelsaß. In den Kreisen Weißenburg, Hagenau und Zabern ist sie weiterhin stärker verbreitet als in den südlichen Gegenden des Unterelsasses. Nach dem jetzigen Stand scheint es, daß die Mundart unwiderruflich verschwinden wird. Es herrscht überall eine große Gleichgültigkeit ihr gegenüber. Die Schule sei weniger verantwortlich als die Haltung in der Familie. Doch auch hier sei die Zukunft nicht vorprogrammiert. Wir fügen hinzu: Wenn die Familie sich von der Mundart abwendet, so geht das doch wesentlich darauf zurück, wie diese in der Schule und im öffentlichen Leben zum Paria erklärt wird, lange Zeit beinahe kriminialisiert wurde. Es sind ja deutsche Mundarten!

2. Dieser Rückgang ist das Ergebnis des Desinteresses den Mundarten gegenüber, und dieses hängt mit dem herrschenden Zeitgeist zusammen, mit der Tatsache, daß man sich in jeder Hinsicht der „Mode" anpaßt. Man kann eine Sprache nicht erhalten, wenn eine solche Apathie herrscht.

3. Zwar ist der Deutschunterricht in den höheren Schulen nicht bedroht, doch wächst die Neigung zum Englischunterricht. Auch das hängt mit der sprachlichen und kulturellen Nivellierung zusammen.

4. Aufschlußreich ist, daß die mundartsprechenden Kinder, für die der Unterricht genauso in französischer Sprache erteilt wird wie für frankophone, den Einsprachigen gegenüber keineswegs im Nachteil sind. Diese wichtige Feststellung müßte im Elsaß ausgewertet werden. Es ist nicht zu glauben, daß die im Elsaß und in der französischen Regierung maßgebenden Leute so gute Trümpfe im „Europa ohne Grenzen" aus der Hand geben.

5. Aus Innerfrankreich zugezogene Familien neigen eher zur elsässischen Mundart als Ausländer.

6. Die Nivellierung im Blick auf die überlieferten Werte, die Neigung zur Anpassung hängen mit der Vorherrschaft des Technischen und Wirtschaftlichen zusammen.

Solche Feststellungen stimmen einen traurig. Im Elsaß erwartet man sich viel von einer europäischen Öffnung vom 1.1.1993 ab. Man weiß dort auch, daß diese Zukunft weitgehend von der sprachlichen Komponente abhängt. Die Beherrschung des Deutschen wird auch auf wirtschaftlichem Gebiet wichtig sein, man vernachlässigt aber die von Natur aus gegebenen Voraussetzungen. Einen Grund zu jubeln, daß es soweit gekommen ist, haben aber auch die unverbesserlichen Anpäßlinge im Elsaß und in Lothringen ebensowenig wie ihre französischen „drillmaster". me

In alemannischer Freundschaft

Gedichte für Raymond Matzen. Morstadt-Verlag, Kehl, 1988

Es ist ein poetischer Strauß, der Raymond Matzen zu seinem 65. Geburtstag 1987 dargebracht wurde. Freunde von beiden Rheinseiten und aus der Schweiz erweisen auf diese Weise ihrem Freund, dem Mundartdichter, -forscher und -förderer ihre Reverenz. Sie zeigen, welche Verdienste Matzen sich unter widrigsten Umständen nach 1945 erworben hat. Er war ein Schrittmacher der neuen elsässischen Mundartdichtung. Der Verleger Dr. Fritz Foshag und Professor Adrien Finck, Straßburg, geben ihren Gefühlen des Dankes beredt Ausdruck. Wir können unmöglich alle aufführen, die sich an dieser Ehrung beteiligen, aus dem Elsaß sind es 19, aus Baden vier, aus der Schweiz zwei.

Ein Glossar hilft dem, der die Straßburger Mundart nicht kennt, die schwierigeren Ausdrücke zu verstehen. Professor Marthe Philipp, Straßburg, stellt das Werk Matzens in den Rahmen der deutschen Mundartwissenschaft. me

Münsterkäse

Welcher Elsässer liebt nicht seinen heimatlichen, kräftig duftenden Münsterkäse? Gibt es im Elsaß eine Weinlese — auf elsässisch „Herbst" genannt —, ohne daß zum Vespern kräftige Ecken Münsterkäse zu den „Sübredle", den Wecken, bereitgestellt wären? Nach neueren Berichten werden jährlich 8000 Tonnen dieser runden Dinger hergestellt. In den meisten besseren bundesdeutschen Lebensmittelgeschäften ist dieser Käse zu haben. Etwas stimmt jedoch nicht ganz: Von den 350 Herstellern haben an die 100 sich immer noch nicht dazu bequemt, ihre Einrichtungen den vorgeschriebenen hygienischen Normen anzupassen. eh

Hinüber und Herüber

Naturschutzgebiet Winterung / Ventron

Gar viele, die nicht aus der Mülhauser Gegend sind, kennen die Gegend um die beiden Winterung-Berge, Großer und Kleiner Winterung, im hintern Thannertal nicht. Aus dem aus der Melkersprache stammenden Wort „Winterung" wurde in den westlich anstoßenden französischsprachigen Gebieten „Ventron".

In jener Gegend gibt es noch sehr naturbelassene Wälder, ausgedehnte Moorflächen, Wasserfälle, seltene Vögel wie der Wanderfalke, der Rauhfußkauz, das Haselhuhn nisten dort. Dieses ganze Gebiet von 1600 Hektar soll zum Naturschutzgebiet erklärt werden. Es ist aber noch nicht so weit, denn damit dieser Plan Wirklichkeit werde, muß das 500 km entfernte Paris zustimmen und sein Votum im „Journal Officiel" veröffentlichen.

Wird das geschehen? Es gibt „selbstlose" Gruppen, die das Gebiet aus seinem traulichen Dornröschenschlaf „befreien" und es einem gewinnbringenden modernen Tourismus „erschließen" möchten. Aber die Bürgermeisterin von Wildenstein, Frau Foltzer, ist wachsam und betreibt mit Feuereifer den Plan, diesen Berg zum Naturschutzgebiet erklären zu lassen, damit nicht Geldhyänen die Schönheiten um den Braunkopf zu ihrem Profit ausnützen. eh

Neue Ausbildungsmöglichkeiten

Auch viele junge Elsässer gehen zur Arbeit über den Rhein. Dort sind sie infolge ihrer mangelnden Kenntnisse des Hochdeutschen in ihrem Fortkommen behindert. Die Industrie- und Handelskammer Karlsruhe will diesem Übel abhelfen und bietet jungen Grenzgängern aus dem Unterland die Möglichkeit an, sich in der Bundesrepublik ausbilden zu lassen, um dann auch dort eine entsprechende bessere Anstellung finden zu können. Der Präsident der Vereinigung der Grenzgänger meint, es lohne sich, diesen Vorschlag zu prüfen, der Mangel an beruflichen Möglichkeiten zwinge dazu.

„Europa"-Wahlen

Wo liegt eigentlich die französische Insel Réunion? Man sollte meinen, in Europa bzw. an dessen Küsten, denn deren Einwohner, gleich welcher Hautfarbe, haben Abgeordnete zum Europaparlament gewählt. Es ist nämlich ein französisches département „comme les autres", liegt aber im Indischen Ozean. Anscheinend haben auch Franzosen, die nicht ganz auf die „Eine und Unteilbare" eingeschworen sind, den Kopf geschüttelt, so daß Premierminister Rocard das Bedürfnis empfand, in einer Fernsehansprache seinen nicht ganz rechtgläubigen Landsleuten zu erklären, warum diese sicher sehr ehrenwerten, aber halt ganz und gar nicht europäischen Leute sich an der Wahl der Europäer beteiligen durften. Der „Volksfreund" meint, das sei gar nicht verwunderlich, vor nicht allzu langer Zeit mußten die ABC-Schützen, ob in Zentralafrika, ob in Vietnam oder wo auch immer, das Sprüchlein lernen: „Unsere Vorfahren, die Gallier, waren groß, blond und hatten blaue Augen."

Komisch: Der Franzose behauptet immer, eines seiner Hauptmerkmale sei ein klares logisches Denken, das er seiner doch so logisch aufgebauten Sprache verdanke. Drum bringt er diese auch als Logisches allen Völkerschaften bei, die das unverdiente Glück haben, einmal durch seine Könige oder seinen Staat befreit worden zu sein. eh

Ministerpräsident Reinhold Maier

Am 16. Oktober 1989 wäre der ehemalige Ministerpräsident von Baden-Württemberg hundert Jahre alt geworden. Warum wir hier seiner gedenken? Er hat als Ministerpräsident von Nordwürttemberg, der er zuerst war, seinen Landräten vertraulich anempfohlen, eine schützende Hand über die Elsässer und Lothringer, die nach dem Zusammenbruch der Westfront in das von ihm regierte Gebiet gekommen waren, zu halten. Das taten damals nicht alle Politiker in den verschiedenen Zonen. Unser verstorbener Freund Karl Eduard Berron hatte mit dem württembergischen Landesbischof Wurm, der wie Maier ein deutscher Patriot war, gesprochen, dieser hatte Reinhold Maier verständigt, und dieser wiederum war sofort dazu bereit, sich für Leute einzusetzen, die ihrer deutschen Haltung wegen gefährdet waren. Wir gedenken seiner in Dankbarkeit. eh

Auch die Heidenmauer gefährdet?

Seit länger als 2000 Jahren trotzen die zum Teil riesigen Blöcke der über 10 km langen Heidenmauer um den Odilienberg Wind und Wetter und auch Menschenhänden. Wieviele Wanderer hatten im Laufe der Jahrhunderte ihre Freude an diesem immer noch rätselhaften Bauwerke und suchten an den Blöcken die „Schwalbenschwänze", jene Vertiefungen an deren Rändern, die die einzelnen Stücke mit den anderen dank entsprechend geschnittener Eichenstücke, die hineinpaßten, zusammenhielten. Nun sollen auch diese Steine gefährdet sein. Um ihre Erhaltung zu fördern, wurde eine Vereinigung gegründet, die mit der Denkmalpflege und der Forstverwaltung zusammenarbeiten will. Ihren Sitz hat sie in Börsch.

Allen unseren Mitgliedern und Freunden wünschen wir eine gesegnete Adventszeit und ein frohes Weihnachtsfest.

Auf ein Neues in einem neuen Jahr!

Burgen werden restauriert

An den Burgen Hugstein im Gebweilertal, einstens der Abtei Murbach gehörig, und Mörsberg im südwestlichen Sundgau nagt der Zahn der Zeit wie an vielen anderen. An beiden werden Rettungsarbeiten durchgeführt. Mörsberg mit seinen sieben Türmen ist eine der eindrucksvollsten Burgen. Die Herren von Mörsberg waren Lehensträger der Habsburger. Am bekanntesten ist wohl Peter von Mörsberg, der im 15. Jahrhundert Gesandter des Kaisers an dem französischen und dem burgundischen Hofe und auch anderswo sehr geschickt verhandelt haben soll. eh

Odilienkalender 1990

Im 65. Jahr erscheint dieser Kalender. Er hat den Ruf einer Publikation erreicht. Mit jeweiligen Berichten vom Heiligtum der Landespatronin Odilia, mit Beiträgen aus „Heimat und Geschichte", von Klöstern und Kirchen, von bedeutenden Männern und Frauen, schließlich auch Heiteres und Besinnliches — wie es einem Volksbuch angemessen ist.

Der Kalender ist in der sprachlichen Abstimmung der gegenwärtigen Sprachsituation gehalten; 24 französischen Beiträgen stehen ganze elf in deutscher Sprache gegenüber. Auch daran wird ersichtlich, wie das Bestreben, sich in der angestammten Sprache auszudrücken oder zu lesen, geringer wird. Es steht zu hoffen, daß in einem neuen Zueinander man Beitragende findet, die deutsch schreiben können, um auch auf diese Weise dem Odilienkalender beidseits des Rheins eine stabile Leserschaft zu sichern.

Almanach Sainte Odile — Odilienkalender 1990, 160 S., Format 22 x 28 cm, gut illustriert. Preis 35,— Fr. Erhältlich auf dem Odilienberg, bei kath. Pfarrämtern, in elsässischen Buchhandlungen. FN

Haus der Menschenrechte

In Straßburg soll neben dem Europapalast ein „Haus der Menschenrechte" gebaut werden, Kostenpunkt 240 Millionen Franken, etwa 80 Millionen DM. Bei seinem letzten Besuch sollte Präsident Mitterrand den Grundstein legen. Er hat sich aber geweigert, dies zu tun, denn er wolle nicht, daß dieses Gebäude wie eine Burg aussehe. Vielleicht hat er recht, denn es gibt sonderbare Architekten, die hauptsächlich auffallen wollen, statt die ewigen Gesetze jeder gültigen Architektur, die der wohlproportionierten Maße, zu achten. Oder war diese Weigerung nur ein Vorwand? Was soll ein Haus der Menschenrechte in einer wackeligen „Europahauptstadt"? eh

Bessere Verbindungen

Zwischen Offenburg und Straßburg verkehrt seit kurzem eine neue Zugserie „Métrorhin", um den Reisenden bessere Verbindungen zwischen den Eisenbahnlinien auf beiden Rheinseiten zu gewähren.

Kapital verschleudert

Dieser Tage bedauerte ein gut elsässisch eingestellter Mann, daß er das Hochdeutsche nicht genug beherrsche, um einen einwandfreien deutschen Brief zu schreiben oder um etwas Wissenschaftliches zu lesen. Zwischen den beiden Weltkriegen war dies noch anders. Dann kam die Radikalkur nach 1945. Heute möchte man, kann aber kaum. Dies kann sich verhängnisvoll auswirken, vor allem nach dem 1.1.1993, von dem ab es in Europa viel Gemeinsames geben soll. Im Elsaß spricht man viel davon, gute sprachliche Kenntnisse wären unerläßlich. Die Voraussetzungen, die das Elsaß und Deutschlothringen mitbrachten, sind durch chauvinistischen Druck verschleudert worden.

Bevor man von einem „Vereinigten Europa" sprach, zwischen den Weltkriegen, bedauerte René Schickele schon das Fehlverhalten Frankreichs, das in Elsaß-Lothringen ein Kapital habe, das ihm in Europa zugutekommen würde. me

Bücher, die über die Geschäftsstelle bezogen werden können:

M. Lienhard: Presence Protestante en Alsace		50,— DM
Lienhard/Koch: Presence Protestante en Alsace		50,— DM
E. Haug: Oberbronner Hirtenbücher	(10,—)	15,— DM
J.-P. Sorg: Untergrund		23,— DM
G. Jung: Loset wie wär's?		24,80 DM
A. Weckmann: Die Fahrt nach Wyhl		9,80 DM
A. Weckmann: Wie die Würfel fallen		34,— DM
A. Weckmann: bluddi hand		23,— DM
J. Egen: Die Linden von Lautenbach		34,— DM
H. Wild: Randbemerkungen zum Leben		9,80 DM
H. Wild: Das Gästehaus des Sesenheimer Pfarrhauses		18,80 DM
A. Kraemer: Büsweiler Chronik		45,— DM
R. Matzen: Das Sesenheimer Liebesidyll		9,80 DM
A. Girardin: Kirrberg im Krummen Elsaß	(35,—)	38,— DM
A. Girardin: Helleringen	(29,—)	35,— DM
A. Girardin: Görlingen	(35,—)	38,— DM
E. Haug: L'Alsace und Elsaß, Teil II		7,— DM
F. Mehle: Burgen der Vogesen		19,80 DM
E. Reinacher: Der starke Beilstein		19,80 DM
K. Gayer: Die Alemannen Saga		34,— DM
H. Bickler: Ein besonderes Land	(24,50)	30,— DM
E. Wurch: Burgenfahrten Elsaß, Wasgau, Queichgau		19,80 DM
A. Gantzer: An d' groß Glock g'hängt		19,80 DM
P. Michels: Der Brunnen Gottes	Sonderpreis	10,— DM
A. Merkelbach-Pinck: Brauch und Sitte in Ostlothringen	(12,—)	18,— DM
M. Rehm: Kurt Schwander und Kurt Blaum	Sonderpreis	10,— DM
M. Rehm: Straßburgs geistige Luft um die letzte Jahrhundertwende	(28,—)	34,— DM
M. Rehm: Reichsland Elsaß-Lothringen*	(27,80)	34,— DM
H. Taege: Wo ist Kain?		32,— DM
Forstmann/Haug/Pfaehler/Thiel: Der Fall der freien Reichsstadt Straßburg und seine Folgen	(29.80)	34,80 DM
Finck/Staiber: Elsässer, Europäer, Pazifist	(32,—)	48,— DM
W. Bellardi: Wolfgang Schultheiß	Sonderpreis	10,— DM
Lienhard/Willer: Straßburg und die Reformation	(36,—)	42,— DM
J. Stroebel: Erinnerungen eines Kollaborateurs		24,80 DM
R. Echt: Saarbrücker Beiträge zur Altertumskunde, Band 39, Emile Boeswillwald als Denkmalpfleger		94,— DM
F. Bronner: 1870/71 Elsaß-Lothringen	(34,—)	42,— DM
Studien der Erwin von Steinbach-Stiftung, Band 5, Band 6* je	(28,—)	36,— DM
Studien der Erwin von Steinbach-Stiftung, Band 2, Band 3 je	(22,—)	28,— DM
J. Reithler:		
Der Ring		
Unkraut		
Griesele		
Die Schwalbe auf der Heimreise		
Gebet der Tiere		
alle zum Sonderpreis von		5,— DM
G. Berron: Johann Friedrich Oberlin		1,40 DM
Beihefte der Zeitschrift „Der Westen"		
Nr. 6, Haug: Kulturelle Demokratie und Recht auf Verschiedenheit		1,— DM
Nr. 8, Wolff: Ein Blick auf die heutige Lage der elsässerdeutschen Sprachgemeinschaft		1,— DM
Nr. 11, Sauerzapf: Wo die deutsche Sprache am meisten bedroht ist		1,— DM
Nr. 12, E. Haug: Warum erhielt Elsaß-Lothringen so spät seine Autonomie?		1,— DM
Nr. 13, Griesemann/Wolff: Die Kirchen in Elsaß-Lothringen		2,— DM
Das Elsaß von Weißenburg bis zum Sundgau. Ein Faltblatt		kostenlos
M. Mehlig/M. Merkle: Elsaß. Fotoband mit 40 Fotos		18,— DM
Faksimiledrucke alter Landkarten von N. Visscher (um 1690):		
Elsaß		34,— DM
Lothringen		34,— DM
F. Eyer: Territorium der Herren von Lichtenberg	(68,—)	72,— DM

Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung
Geschäftsstelle
Wiesenstraße 110
D-7024 Filderstadt-Bernhausen

Zur Geschichte an der alten deutschen Westgrenze

Nicht nur das Elsaß und Lothringen, einst feste Bestandteile des Reiches, sind diesem als ferne Folgen der unheilvollen Entwicklung und Zersplitterung vom Investiturstreit ab entglitten. Der deutsch-belgischen Zeitschrift „Der Wegweiser" entnehmen wir folgende Meldung:

„Luxemburg beging am 18. April sein 150jähriges Bestehen. Mit großem Pomp: außer den großherzoglichen Obrigkeiten hatten sich zahlreiche Regierungschefs und die höchsten Beamten vieler internationaler Organisationen eingefunden, an der Spitze Perez de Cuellar, Generalsekretär der UNO.

Grund zum Feiern gab es eigentlich nur bedingt. Nachdem das Herzogtum schon 1659 einige Landstriche an Frankreich hatte abtreten müssen und erst wieder in jüngerer Zeit (1815) weitere Gebiete an Preußen verloren hatte, zwang der Londoner Vertrag von 1839 es, auf über mehr als die Hälfte seines bislang geretteten Besitzstandes zu verzichten: auf das Areler Land und das gesamte ihm verbliebene Welschluxemburg.

Aber wie das so ist im Leben der Staaten: hie und da, und das ist besonders heutzutage in den deutschen Ländern und ihren fremdbestimmten Rändern der Fall, werden Tage der Niederlage, Kapitulation und Erniedrigung in ‚nationale' Befreiungstage umgestaltet.

Der Presse war das Geschehen in der Stadt Luxemburg ein willkommener Anlaß, in längeren Aufsätzen auf die Geschichte des Großherzogtums einzugehen. An so manche Ereignisse wurde erinnert, bei dieser und jener Begebenheit verweilt, aber, soweit wir sehen konnten, und es wird wahrscheinlich auch nirgendwo zu lesen gewesen sein, niemand erwähnte auch nur mit einem einzigen Wort den Aufruf der großherzoglichen Regierung vom 3. April 1848 an ihre Bürger, der in der Beteuerung gipfelt: DIE INNIGE VEREINIGUNG MIT DEUTSCHLAND IST UNSER RECHT, UNSERE PFLICHT, UNSER HEIL, ein Bekenntnis zur Deutschheit des Landes auch in fremder Sprache: L'UNION INTIME AVEC L'ALLEMAGNE, C'EST NOTRE DROIT, NOTRE DEVOIR, NOTRE SALUT."

Wußten Sie von dieser heute so fern anmutenden Proklamation, obwohl sie noch keine 150 Jahre alt ist? Hinzuzufügen ist noch folgendes: Die strategisch hervorragend gelegene Stadt Luxemburg war bis 1866 Bundesfestung des Deutschen Bundes. Ein Teil der weitläufigen unterirdischen Kammern, Gänge und Geschützstände werden jedem Besucher der Stadt gezeigt.

Und: Das hier erwähnte Areler Land, die südöstliche Ecke Belgiens, war fast rein deutschsprachig, gehörte ursprünglich zum damals viel größeren Herzogtum Luxemburg und später zu den „spanischen" Niederlanden, die dann die „österreichischen" wurden bis zur Französischen Revolution. Nach 1815 wurde an dem ganzen niederländischen Gebiet herumgeflickt, wohl um ein neutrales Land vor Englands Küsten entstehen zu lassen, bis das von den Wallonen und den verwelschten flämischen „Franskillionen" beherrschte Belgien geschaffen worden war. Da kam dieses Gebiet zu dem neuen Königreich. Die Wallonen, die noch rabiater sind bei der Assimilierung als die Pariser Franzosen, haben es geschafft, daß dieses Gebiet heute fast ganz französisiert ist. Die Stadt Arel/Arlon ist es ganz. Hier konnte sich das romanische Sendungsbewußtsein voll auswirken. eh